I.

Deutsche Grenzaltertümer aus den Ostalpen.

Von

Herrn Professor Dr. **Wilhelm Erben**

in Graz.

Der von der Wiener Akademie der Wissenschaften herausgegebene Historische Atlas der österreichischen Alpenländer ist ein Unternehmen, dem von seinem Ursprung her, mehr als es sein Name erkennen läßt, auch ein rechtsgeschichtlicher Zug innewohnt. Den Ausgangspunkt bildete ja bei diesem Werke nicht Wien und das alte Stammland der Monarchie, dessen Bild heute noch immer nicht vollständig auf den Kartenblättern der drei bisher ausgegebenen Lieferungen vertreten ist, sondern das Erzstift Salzburg, das erst 1816 dauernd mit dem Habsburgerstaat verbunden wurde. Die publizistische Literatur, die dort, von den praktischen Bedürfnissen eines geistlichen Fürstenstaates genährt, bis an den Ausgang des 18. Jahrhunderts in Blüte stand, ist im Historischen Atlas zu einem neuen, rein wissenschaftlichen Leben erwacht, das in dieser Art aus dem mehr zentralistisch und außenpolitisch gerichteten Betrieb der österreichischen Geschichte nicht leicht entsprungen wäre. Eduard Richter vereinigte nicht bloß geographische und historische Kenntnisse und Neigungen mit ungewöhnlich anregender Schaffenskraft, er war während seiner Salzburger Jahre auch der Schüler des hundert Jahre vor ihm dahingegangenen salzburgischen Hofkanzlers und geheimen Kabinettsrates Johann Franz Thaddäus Kleimayr geworden, dessen „Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia“ (Salzburg 1784) in Richters „Untersuchungen zur historischen Geographie des ehemaligen Hochstiftes Salzburg“ (Mitt. des Instituts, 1. Ergbd. 1885) deutlich widerklingen.

Von den drei Zweigen, in die sich das seit 1898 von der Wiener Akademie nach solchen Vorbildern geschaffene Atlaswerk gliedert, den Blättern der Landgerichtskarte¹⁾, den Erläuterungen²⁾ und den Abhandlungen, haben naturgemäß die letztgenannten die meisten Spuren dieses Zusammenhangs und den wertvollsten rechtsgeschichtlichen Ertrag aufzuweisen.³⁾ Zu diesen drei Hauptzweigen des Unternehmens sind aber in den Jahren 1912 und 1914, herausgegeben von den historischen Landesstellen von Kärnten und Steiermark, noch zwei wertvolle, eng untereinander und mit dem Atlas verwandte Veröffentlichungen hinzugekommen, die gleichfalls in den Gesichtskreis des Rechtshistorikers gehören, obwohl sie von anderen Absichten ausgingen.

Bei Würdigung der 1906 erschienenen ersten Lieferung des Atlas war von mehreren Berichterstatlern, die sich ganz selbständig ihr Urteil gebildet hatten, die dringende Bitte um eine einheitliche Veröffentlichung der in den Archiven bewahrten, von den Atlasbearbeitern auf Schritt und Tritt benützten, aber dem Außenstehenden schwer zugänglichen Grenzbeschreibungen der Gerichte erneuert worden.⁴⁾ Dieser

¹⁾ Die im Maßstab 1 : 200 000 gezeichneten Karten sind nach dem Gradnetz geteilt und umfassen in den drei bisherigen Lieferungen (Wien, Holzhausen 1906, 1910 und 1921) zusammen Tirol (einschließlich Welschtirol) mit Vorarlberg, Salzburg, Oberösterreich, Kärnten, Görz und Triest, fast ganz Steiermark und die westliche und nördliche Hälfte von Niederösterreich. Mit der noch ausstehenden vierten Lieferung soll die Landgerichtskarte zum Abschluß kommen.

²⁾ Von den Erläuterungen umfaßt der in 2. Ausgabe vorliegende 1. Teil (von Richter-Mell, Strnadt und Pirchegger) Salzburg, Oberösterreich und Steiermark, der 2. Teil, 1. Heft (von Grund und Giannoni) drei Viertel von Niederösterreich, der 3. Teil (von Stolz, Voltolini und Zösmair) Tirol und Vorarlberg, der 4. Teil, 1. Heft (von Jaksch, Wutte und Mell) Kärnten, Görz und Gradisca.

³⁾ Von diesen im 94., 99. und 102. Band des Archivs für österreichische Geschichte zusammengefaßten „Abhandlungen zum Histor. Atlas“ seien hier Voltelinis Arbeiten „Die Entstehung der Landgerichte im bayrisch-österr. Rechtsgebiete“ und „Immunität, grund- und leibherrliche Gerichtsbarkeit in Südtirol“ als die rechtsgeschichtlich bedeutendsten hervorgehoben.

⁴⁾ So u. a. von Sieger in den Mitt. der k. k. geographischen Gesellschaft 1907, S. 243, und von Erben in den Mitt. des Instituts 30,

Gedanke, der, wie man jetzt weiß, noch bei Richters Lebzeiten von ihm und Anton Mell ins Auge gefaßt war, ist nun mit Unterstützung der Wiener Akademie für die genannten beiden Länder in sehr dankenswerter Art verwirklicht worden, und die Durchsicht der beiden so entstandenen Bände¹⁾ bringt es zum Bewußtsein, daß hiermit nicht nur den Benützern der Karten, die sich über den Verlauf der Grenzen unterrichten wollen, ein „Codex probationum“ in die Hand gegeben, sondern auch der deutschen Rechtsgeschichte ein großer Dienst erwiesen, ja ein alter Wunsch erfüllt worden ist. Es war kein Geringerer als Jacob Grimm, der in einer 1843 der Berliner Akademie vorgetragenen Abhandlung über „Deutsche Grenzaltertümer“ auf die Notwendigkeit einer ausgedehnten Sammeltätigkeit auf diesem Gebiete hinwies. „Alle Regeln,“ so meinte er, von der Grenzsetzung redend, „die dabei befolgt wurden, verdienen aus den nordischen Gesetzen und den Grenzurkunden des inneren Deutschlands sorgfältig gesammelt zu werden“, und weiterhin die Grenzbegänge und die dabei erfolgten Aufzeichnungen besprechend, sagt er deutlich: „Die bedeutendsten dieser Urkunden verdienen zusammengestellt und aus allen die Hergänge und Terminologien des Sprachgebrauchs vollständiger, als es bis jetzt geschehen ist, erörtert zu werden.“²⁾ Ist nun seither durch Urkundenbücher und Weis-

S. 590 bis 597; zurückhaltender Uhlirz in den Göttingischen gel. Anzeigen 1909, S. 715, aber gerade er gedachte der „antiquarischen Einzelheiten“ dieser Beschreibungen; die ersten Äußerungen bei Mell in Mitt. des Inst. 21, 392 und Kapper in Dtsch. Geschl. 2, 226.

¹⁾ Kärntner Gerichtsbeschreibungen unter Mitwirkung von August von Jaksch und Hans Pirchegger herausgegeben und bearbeitet von Martin Wutte (= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, herausgeg. von dem Geschichtsverein für Kärnten, 20. und 21. Jahrgang, Klagenfurt 1912), VIII und 352 S. (unten angeführt mit W. u. Seitenzahl). — Steirische Gerichtsbeschreibungen, herausgeg. von Anton Mell und Hans Pirchegger (= Quellen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, herausgeg. von der Historischen Landeskommission für Steiermark, I. Bd., Graz 1914) LXII und 623 S. mit einer Karte 1:400 000 (unten MP. mit Seitenzahl).

²⁾ Grimm, Kleinere Schriften 2 (wo S. 30—74 der hier regelmäßig benutzte Abdruck seines zuerst in den Berliner Abhandlungen erschienenen Aufsatzes) S. 45 und 62.

tümersammlungen eine stattliche Zahl deutscher Grenzbeschreibungen, die Grimm noch nicht kannte, der Forschung zugänglich geworden, so kommen doch die genannten Veröffentlichungen aus Kärnten und Steiermark in ganz besonderem Maße dem Bedürfnis entgegen, welches der Altmeister deutscher Sprach- und Rechtsgeschichte empfand. Etwa tausend Gerichtsbeschreibungen des späteren Mittelalters und der neueren Jahrhunderte, alle aus einem geschlossenen Teil des deutschen Siedlungsgebiets, das an seinem Südrand auch deutsche Kolonisation unter den Slawen einbegreift, bilden hier ein gemeinsames großes Denkmal deutscher Denk- und Handlungsweise in Fragen der Grenze, wie es sich Grimm kaum besser hätte wünschen können.

Darum ist es wohl an der Zeit, die Wege, die Grimm in jener Abhandlung vor achtzig Jahren ging, an der Hand des neuerschlossenen gewaltigen Quellenstoffs von neuem zu beschreiten. Ich enthalte mich, indem ich das versuche, mit Vorbedacht eines Übergreifens auf die großen wirtschaftsgeschichtlichen und für die politische Geschichte bedeutsamen Fragen, die mit der Geschichte der Grenze zusammenhängen, und von denen her die Historiker sich gewöhnt haben, die Grenze zu betrachten, kehre vielmehr mit Absicht, nicht bloß in der Überschrift meines Aufsatzes, sondern auch in seiner inneren Gliederung zu Grimm zurück. Von den sechs Unterabteilungen, in die er seine Ausführungen teilte, versuche ich vier beizubehalten oder nachzuahmen; nur was er über die „Arten der Landteilung“ sagte, schien mir besser in den übrigen Abschnitten unterzubringen, und die Gedanken über den „Grenzstreit“, die er am Schluß vorbringt, möchte ich an anderer Stelle, auf besonderer Grundlage aufnehmen und weiterführen. Zu den vier Gruppen, die dem Vorbild entsprechen sollen, mußte jedoch eine Bezugnahme auf die bei Grimm noch nicht scharf erfaßten, aber in den letzten Jahrzehnten lebhaft erörterten Begriffe von Grenzsaum und Grenzlinie hinzutreten. Wissen und Wirken eines Jacob Grimm umfaßte Sprachgeschichte, Rechtsgeschichte und Mythologie als ein einziges großes Bild deutscher Vergangenheit. Schon während seines Lebens und noch mehr seit seinem Hingang haben sich auch auf der weiten Flur,

die er bebaute, Grenzsäume und Grenzlinien gebildet, und zu den Philologen, Juristen und Geschichtsforschern verschiedenster Richtung, die sich in seinen Nachlaß teilen, hat sich auch der nur zur Hälfte auf geisteswissenschaftlichem Boden stehende Geograph gesellt. Wenn es diesen Ausführungen gelingt, eine Annäherung unter jenen mannigfaltig gerichteten Betrachtungsarten herbeizuführen, so ist ihr Zweck erreicht und dann werden sie wohl auch auf richtige Beurteilung bei den Fachleuten hüben und drüben rechnen dürfen.

I. Namen.

Daß das Wort, dessen wir uns heute für den Begriff der Landscheide bedienen, das Wort „Grenze“, kein echt deutscher Ausdruck, vielmehr „unserer ältesten, selbst der mittleren Sprache unbekannt“ ist und „erst in den letzten drei oder vier Jahrhunderten um sich gegriffen hat“, stellte schon Grimm im ersten Abschnitt seiner „Deutschen Grenzaltertümer“ fest. Die Kärntner wie die steirischen Gerichtsbeschreibungen bestätigen das und gestatten überdies, das Vordringen dieses Wortes genauer zu beobachten. Weitaus die Mehrheit der dort vorkommenden Belege für dieses Wort und seine Weiterbildungen entstammt dem 19. Jahrhundert, erst seit 1800 ist es in unseren Landschaften der gebräuchlichste Ausdruck des Begriffes.¹⁾ Je mehr wir von da rückwärts schreiten, um so seltener ist von der Grenze die Rede²⁾;

¹⁾ gränze (1802 bis 1831) bei W. (= Wutte S.) 98f., 106, 122, 133f., 142, 144, 162ff., 193, 229, 327 f., 339, begränzung (1811, 1828) S. 106, 133f., gränzscheidung (1831), S. 160, 162f., gränzbeschreibung (1805), S. 81 und in deutlichem Gegensatz zu älterem Ausdruck (1830), S. 327, gränzstein (1811), S. 134, gränzpfähle (1828), S. 106, gemeindegränze (1828), S. 106; endlich das Zeitwort gränzen (1805), S. 81 f. usw. Ins 19. Jahrhundert gehören auch die meisten bei MP. (= Mell-Pirchegger) S. 507 gesammelten Beispiele aus Steiermark.

²⁾ Für das 18. Jahrhundert fanden sich in Kärnten nur Belege seit 1738 (W. 97, 117, 126, 188, 253, 318, 321, 326), in Steiermark seit 1737 (MP. 10, 64f., 74, 325, 398, 405 f., 457); für das 17. Jahrhundert s. W. 158 (wo aber die „Grenzwege“ vielleicht durch Umgestaltung des Herausgebers entstanden), 189 (gränitzpach), 285 (Ztw.), für das 16. Jahrhundert W. 112, 261 (ob auch S. 39, 67, 88, 108 das Wort ursprünglich ist, bleibt unsicher) und 337.

die ältesten Beispiele reichen zwar bis an den Anfang des 16. Jahrhunderts zurück, aber sie verraten durch ganz ungewöhnliche Wortformen („gredentz“ um 1503, W. 208, „corentz“ 1523, ebenda S. 214), sowie durch die Verbindung des Wortes mit anderen gleich näher zu besprechenden Ausdrücken (piedmarch und grenitzen, um 1580, gemerk und gräniz 1616, nach aller höch und gränizen, siebenmal wiederholt 1655, confin gränizen und pidmarchen 1663, confinen oder gräniz 1680, W. 311, MP. 8, 98, 118 und 230, pymerk und gredentz um 1503, corentz confin und pimarch 1523, confingrenz und pidmarch 1576, W. 208, 214), daß „Grenze“ allein in den Volkskreisen, die an der Gerichtsbeschreibung teilnahmen, noch nicht geläufig war.¹⁾ Das ist um so beachtenswerter, als ja auf den steirischen und Kärntner Landtagen des 16. und 17. Jahrhunderts kaum von irgendeiner Sache so viel zu verhandeln war, als von dem Schutz der kroatischen, windischen, hungarischen Grenze. Für diese Außenseite der abendländischen Welt war das dem Slavischen entnommene Wort also längst eingebürgert, auf die alten Scheidelinien in ihrem eigenen Innern ist es von den deutschen Innerösterreichern bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nur ganz ausnahmsweise angewendet worden.²⁾

Statt seiner war hier schon seit dem 16. Jahrhundert ein anderes nichtdeutsches Wort gebräuchlich, das vom Italienischen her stammt, die Bezeichnung „konfin“. Man trifft sie in Kärnten schon in den Jahren 1504 (W. 201), 1521 (W. 321) und 1523 (W. 268f.), und zwar bezeichnenderweise in jenen südlichen und westlichen Gerichten, die durch die Herrschaft der Görzer (wie das bei Oberfalkenstein und Aichelburg bis 1460 zutraf) oder unmittelbare

¹⁾ Wenn in einer „modernen Kopie aus dem Voitsberger Stadtarchiv“ schon zu 1463 von einer „Grenzmarke“ gesprochen wird (MP. 227) und W. 153, den Inhalt einer Urkunde von 1454 teilweise mit eigenen Worten zusammenfassend, von Grenzen spricht, beweist das nichts für das Alter des Wortes.

²⁾ Die vor 1600 vorkommenden Namen Grä(d)niz und Grädnizpach (nördlich vom Obdacher Sattel) MP. 87, 138 ff. beweisen nichts gegen diesen Befund, da sie wie zahlreiche andere steirische Ortsnamen unmittelbar aus dem Slavischen herkommen können.

Nachbarschaft (so bei Federaun) dem friaulischen Einfluß besonders stark ausgesetzt waren. Seit dem Jahr 1570 wird dann das neue Wort plötzlich in ganz Kärnten und fast gleichzeitig auch in Steiermark heimisch.¹⁾ Ohne Zweifel haben Anordnungen der Klagenfurter und der Grazer Behörden, welche Neubeschreibungen der Gerichte erforderten, bei diesem auffälligen Umschwung des Sprachgebrauches mitgewirkt. Aber die Vorherrschaft, die sich das romanische Wort nun für zwei Jahrhunderte erringt, wird vielleicht auch in der guten Pflege, welche die Landesaufnahme in Italien, besonders im angrenzenden Venedig fand, ihren tieferen Grund haben. In der Gefürsteten Grafschaft Gradisca ist ja um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit dem Vorhandensein einer Grundvermessung gerechnet und in den Jahren 1682 bis 1686 mit Benutzung solcher Vorarbeiten durch Wilhelm Buglioni eine die Gerichtsbezirke genau wiedergebende Karte geschaffen worden²⁾, für Friaul ist schon 1590 eine brauchbare Karte entstanden³⁾, aus Udine stammte Johann Jacob Marinoni, der von 1706 angefangen in Wien und Niederösterreich eine große Wirksamkeit als Kartograph entfaltet und sich auch bei Aufnahme von Herrschaftsgrenzen betätigt hatte⁴⁾, und vielleicht geht auch die Bildung der Tamsweger Maler- und Landmesserfamilie Lederwasch in letzter Linie auf Verkehr mit Venedig zurück⁵⁾; so wird für ganz Innerösterreich im 17. und im 18. Jahrhundert Venedig die Schule und das Vorbild kartographi-

¹⁾ Für Kärnten s. W. 19, 88, 110, 143, 231 (sämtlich von 1570), 38 (1577), 181 (1579), 86, 310 (beide um 1580), 299 (1596), 249, 251, 337 (1599). Für Steiermark MP. 336 (1572), 388, 413 (beide 1576), 415 (1577), 436 (vor 1579), 347 (1583/88), 158 (1584), 433 (1588), 160 (1591), 157 Anm. 1 (1593), 409 (1600).

²⁾ Mell in den Erläuterungen z. hist. Atlas I, 4, 263 ff.

³⁾ Mell a. a. O. 273.

⁴⁾ Wurzbach, Österr. Biogr. Lexikon 16, 447 f.; dazu Grund in den Erläut. z. hist. Atlas I, 2, 75, 85, 118, 130 f., 133, 191.

⁵⁾ Hatheyer, Die Familie Lederwasch in Mitt. d. Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde 44, 79 ff. erörtert die Schulfrage nicht, bemerkt nur bei Gregor IV. (1727 bis 1792) S. 86, daß er nach Kärnten und Krain gegangen sei, seine Kenntnisse zu vermehren. Mir scheinen die der Abhandlung beigegebenen Familienbilder auf venezianische Schule hinzuweisen.

scher Leistungen gewesen sein. Als ein Zeichen dieser Abhängigkeit darf also wohl auch die starke Verbreitung des italienischen Wortes für den Begriff der Landscheide gedeutet werden. Eine gewisse Unsicherheit im Gebrauch seines Geschlechtswortes ist ihm von seinem Ursprung her geblieben, und auch in der Bedeutung zeigen sich Schwankungen¹⁾, die allerdings in ähnlichen Erscheinungen bei den entsprechenden deutschen Worten ihre Erklärung finden werden.

Zu den in Steiermark und Kärnten nachweisbaren deutschen Ausdrücken für den Begriff Grenze gehört „geschaid“, das im 14. und 15. Jahrhundert ein paarmal vorkommt (W. 128, 137 zu 1347, 1348; MP. 78, 86, 292, 439 zu 1355, 1445, 1462 und 15. Jahrhundert, zuletzt MP. 12 und 63 zu 1509 und 1646) und dann bis ins 18. Jahrhundert als geschid, gschid, geschied, gschied, gschüd u. dergl. mit allerlei Ableitungen fortlebt; man spricht etwa von der schidung oder landgerichts-schidung (W. 236, vgl. auch 305), vom geschidzaun oder schidzaun (W. 161, 296, 298, MP. 122), von geschiedstainen (W. 97f., 123, 159f., 182), einer schidmauer (W. 140f.), schidmarchen (W. 337) oder von einer großen Buche, „so ain march- oder geschaid-päm ist“ (MP. 195). Das Wort hat also zweifellos ab und zu den technischen Sinn der Grenze, aber es vermag neben sonstigen Ausdrücken nicht viel Raum zu gewinnen oder zu behaupten.²⁾ Etwas anders verhält es sich mit dem Worte „rain“. Grimm, der es mit der in „hranice“ (Grenze) erhaltenen Wurzel zusammenbringt und als ein Beispiel dafür ansieht, daß wir öfters aus der Fremde erborgten, was wir daheim besaßen, hat auch darauf hingewiesen, daß „rain“ mehr für die innere Begrenzung der Äcker als für politische Grenze angewandt worden sei.³⁾ Das scheint in Kärnten zuzutreffen,

¹⁾ Der *confin* (W. 15, MP. 318), die *c.* (Einzahl, W. 97, 159, MP. 413), das *c.* (W. 86, 131, MP. 160; weibliche und sächliche Form wechseln in demselben Stück W. 337). Der Sinn von Gerichtsumfang ergibt sich aus dem ältesten steirischen Beleg (MP. 336), der Bezug auf einzelne Teile der Grenze bei zweien der nächstfolgenden (MP. 433, 436).

²⁾ Vgl. auch Grimm a. a. O. S. 37.

³⁾ a. a. O. 34 ff.

wo mir kein Beispiel von Gebrauch des einfachen Wortes *rain* für die Gerichtsgrenze aufgefallen ist, wenn auch *berainung* (W. 250) und das Zeitwort *rainen* (W. 9, 46) mit Bezug auf die Gerichte öfter angewandt werden; als bloße Eigentumsgrenze ist der *Rain* freilich auch hier bekannt (W. 153). In Steiermark dagegen halten sich die Belege für diesen und für jenen Sinn des Wortes ungefähr die Wage. Es gibt Fälle, in denen es nur den Besitz solcher Äcker scheidet, die eben wegen ihrer Lage an der Gerichtsgrenze da und dort zu nennen waren; so wenn die Grenze des Landgerichts Frauenburg von dem Hierschenpühel und der Streithwisen auf die Fuxalben und „von dorten aus auf des Hochegger *rain* und Holzman stigl“ geht und in ihrem weiteren Verlauf ein Markstein erwähnt wird, „der daselbst bei der landstraßen am *rain* in des Helffer an der Toppel seinen acker steht“ (MP. 123f.) oder wenn die bei Beschreibung des Burgfrieds Vattersdorf oder Liebenau der „*rain* oder steig . . zwischen der Englstorffer und Mößendorfer feldern durchgeht“ (MP. 189). Aber so wie gerade die letztgenannte Aufzeichnung als „*berainung* des purkfrids“ überschrieben ist, so trifft man im Osten und Süden des Landes auch mit Bezug auf Burgfriede und Landgerichte sowohl dieses Wort (MP. 166, 194, 226, 231, 234, 274, 283, 398, 433, 479, im Sinn von Begehung MP. 196, 224, 335 und zur Bezeichnung der urkundlichen Niederschrift MP. 198, 204, 240, 356) als auch das einfache „*rain*“ häufig. So heißt es 1621 in der Beschreibung des Landgerichtes Graz, es befinde sich „der *rain* des purkfrids und landgerichts zwischen Semriach und Peggau ganz ungleich und unrichtig“, denn Semriach und etliche Peggauer hätten eine „*berainung* nach dem Sembriacherischen pambuech auszaigt“, die mit der von der Herrschaft Peggau vorgebrachten und festgehaltenen „*purkfridsberainung*“ in Widerspruch stehe (MP. 165f.; vgl. S. 169); auch der Grenze des Burgfrieds Plankenwart, der zwischen Semriach und Gutenber, der Grenze des Landgerichtes Thalberg, des Burgfrieds von Radkersburg und des Landgerichtes der Dominikaner zu Pettau wird die Bezeichnung „*rain*“ beigelegt (MP. 222, 271, 279, 316, 324, 368, 370). Die Stadt Graz war „wegen

des gewissen rain“ ihres Burgfrieds mit der Herrschaft Grabenhofen „in differenz und rechten“ (MP. 172) und in der Begrenzung jenes Pettauer Gerichtes kommen nicht nur zwei gebogene Buchenbäume vor, die „den rain bedeuten“, sondern auch „ein eichener rainbaum“ und „ein berainter puchbaum“, dann eine ganze Reihe von „raincreuzen“ usw. (MP. 361—370, 372), bei den wohl vom gleichen Schreiber verfaßten Burgfriedsbeschreibungen von Mahrenberg und Stainz aber eine Anzahl von „rainsteinen“ (MP. 377 und 241, hier auch „rain und stain“), ja in der Gegend von Friedberg ist mehrmals vom „Hungarischen rain“ die Rede (MP. 283 ff.), so daß hier die politische Verwendbarkeit des Wortes außer Zweifel steht. Weniger ausgeprägt ist sie in Obersteier, wo mit „rain“ regelmäßig andere, den Sinn der Gerichtsgrenze deutlicher wiedergebende Worte verbunden werden, so daß Überschriften entstehen wie: „Das sind die gemerk und die rain“, „und seint die rain gemörkt und burkfrids-district volgendermassen ausgemerkt worden“, „Hie sind vermerkt die gemerk und rain“, „Vermerkt alle pimerkt und rain und geschaid . . der grunt und alben . . in dem amt zu Tragöss“ (MP. 39, 61, 69, 86); ebenso heißt es aber schon vor 1438 auch in ganz anderer Gegend: „Vermerkt die rain und pimerk, die meinem genedigen herrn von Petaw zugehören“ (MP. 375), wo gewiß dem „rain“ der öffentlichrechtliche Sinn beiwohnt, so daß das gleiche wohl auch bei den obersteirischen Beispielen anzunehmen ist, wie ja auch hier unter „berainung“ die Burgfrieds- oder Landgerichtsgrenze (MP. 31, 450, 461) oder ihre Begehung (MP. 51, 71, 73) verstanden wird, auch einmal eine „berainungssäule“ in der Begrenzung des Landgerichts im Mürztal vorkommt (MP. 41). Auch in den Admonter Konfinbüchern vom Ausgang des 17. Jahrhunderts begegnet uns der an die Rechtssprichwörter anklingende Reim, den Grimm bis ins Altschwedische zurück nachwies, „rain und stain“ (MP. 143, 196).

Viel größere Bedeutung für die Bildung des Begriffs der Grenze, als sie den Worten geschaid und rain zukommt, ist den von „marcha“ herstammenden Bezeichnungen zuzusprechen, die ja auch Grimm an die Spitze der einschlägigen Namen gestellt hatte. Er suchte sie durch ein altnor-

disches „mörk“ im Sinne von Wald zu erklären, andeutend, wie sich bei der Beschaffenheit eines walddreichen Landes aus dem sinnlichen Bild des Waldes der Begriff der Grenze entwickelt haben müßte.¹⁾ Seine Annahme hat vielfach, wenn auch nicht ungeteilte Zustimmung erlangt, und man meinte in ihr auch eine Erklärung für den Zusammenhang zwischen Mark = Grenze und Mark = Almende gefunden zu haben.²⁾ Es bedurfte dieser Brücke, die in der Waldvorstellung liegen soll, schwerlich, wenn wir *marcha* in dem Sinn des Grenzgürtels, von dem unten zu sprechen sein wird, auffassen. Halten wir uns aber an unsere Grenzbeschreibungen aus Kärnten und Steiermark, so gibt es keinen Grund, auf diese Vorgeschichte des Wortes hier schon einzugehen. Denn in ihnen hat *mark* und was davon abgeleitet, nicht den Sinn der „gemeinen Mark“, auch nicht den der „Markgrafschaft“, sondern wenigstens im Enns- und Mürztal, wo es öfter vorkommt, vorwiegend den eines Grenzzeichens, das man, wie die Quellen ausdrücklich sagen, einschlägt, aussteckt oder setzt (MP. 6 Anm. 31, 9f., 22 ff., 26 ff., 55, 61 f.) und auch in dem äußersten Nordosten des Landes, wo es einmal heißt „durchs geschaitholz durch, wie die *mark* durchgehn“ (MP. 288), ist nur an die in Bäume eingehauenen Zeichen zu denken. Den angebrachten Zeichen, nicht dem Platz an der Grenze, dürften also wohl die in den verschiedenen Gegenden anzutreffenden Marchbäume, Markeichen usw. und ebenso auch die Markfelsen, Marksteine und Marchsäulen ihren Namen (MP. 50, 91, 195, 292, 383, 392, 395) verdanken. Die Übertragung des Sinnes „Grenze“ wäre, auch wenn das zutrifft, nahe genug gelegen, aber sie ist bei dem einfachen Wort nur sehr selten nachweisbar. Bei dem Burgfried Wolkenstein im Ennstal, wo es in einer Beschreibung von 1576 heißt: „die *march* dises burkfrids“ erstrecke sich zwischen zwei genannten Bächen bis auf die Höhe des Gebirgs, in der Ebene aber bis an die Enns (MP. 13), bedeutet *march*

¹⁾ Grimm a. a. O. S. 32 f., dagegen Kluge, Etym. WB. der dtsh. Spr., 299, Amira, Grundriß des germ. Rechts³, 123.

²⁾ Vgl. Schwerin in Hoops, Reallexikon der german. Altertumskunde 2, 330 und Dopsch, Wirtsch. und soz. Grundlagen 1, 349.

eher das Gebiet des Burgfrieds als die Grenze. Sicher ist die Bedeutung Grenze, wenn es in einer Admonter Grenzbeschreibung von 1676 heißt: „das Freysingische march“ fange da und dort an und gehe so und so weiter (MP. 34f.). Viel häufiger trifft man diesen Sinn bei den Ableitungen, die von march ausgehen. Wenn bei Semriach (MP. 271) gesagt wird, gewisse Gebiete lägen „herinerhalb diser marchung“, und bei Millstadt, daß „die marchung ginge von der Glanzer saag . . . gerade über werts gegen dem Innsperg“ (W. 255), so kann diese seltene Form ohne Zweifel für Grenze genommen werden. Dasselbe gilt dann auch wohl in der Regel von dem in beiden Ländern wiederholt, aber doch keineswegs häufig vorkommenden gemerk (gemercht, gemarch). Sobald es in der Mehrzahl (MP. 39, 60, 62f. usw., W. 29) gebraucht wird, ist freilich nicht ganz sicher erkennbar, ob dem betreffenden Schreiber die Vorstellung der Grenze oder die von der Gesamtheit der an der Grenze angebrachten „Marken“ vorschwebte. Denn daß auch mit gemerke dieser Sinn verbunden werden konnte, ergibt sich aus einigen Stellen mit Sicherheit; die Beschreibungen sprechen etwa von den „an disen orten allenthalben gemachten gemerk und kennzaichen“ (MP. 15) und „von den gemerchen die geslagen sind“ (MP. 62), ja selbst von einer der Alm halber bezeichneten Fichte als einem einzelnen „gemörkt, welches der confin nichts praejudiciert“ (MP. 30). Und der Zusammenhang des Wortes mit dem Zeitwort merken wird deutlich, wenn es schon in einer Urkunde von 1355 mehrmals heißt: „das geschaid hin(umb) als es gemerchet ist“ (MP. 439). So kann man zweifeln, ob unter den „gemerk der ganzen gegend Neunperg im umbkreis von einem perg auf den andern“ (MP. 60) die Grenze oder die Grenzzeichen zu verstehen seien. Dagegen scheint es, als ob an anderen Stellen, wo vom Gemark in der Einzahl gesprochen wird (MP. 20, 90, 228, 375, 439), nicht gut etwas anderes gemeint sein könnte als die Grenze selbst, und dieser Deutung entspräche es auch, wenn in einem Kärntner Grenzvergleich von 1573 (W. 119) bestimmt wird, daß ein gewisser Weg oder Steig „das recht gemerk“ zwischen zwei Gerichten sein solle.

Ähnlich wie mit Gemerke verhält es sich nun aber auch mit einer anderen Weiterbildung von march, die in Kärnten und Steier in dem ganzen Zeitraum vom 14. bis ins 19. Jahrhundert sehr gebräuchlich und in den mannigfaltigsten Formen vertreten ist, mit dem seit 1347 belegbaren Worte pimerch oder pimerk, bimerk, bymerk, piemerkt, das schon seit 1355 auch mit eingeschaltetem g als pigmerk, pigmarch und pigtmarch, in einer auf das Gailthaler Landgericht Wasserleonburg bezüglichen Aufzeichnung von 1475 bis 1478 als beygemerek vorkommt, schon im 15. Jahrhundert auch mit eingeschaltetem n als pinmarch, pinmarkt, pinmerk, pinmerkt und am allerhäufigsten und zwar seit 1520 als pidmerk (ch, cht), pidmarch (cht) auftritt, auch püdmarch, pydmerkt, ja 1779 pitmarch und 1833 bittmarch geschrieben wird: wozu dann in steirischen Grenzbeschreibungen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts noch einzelne Verunstaltungen wie pibmark, püllmarch, pürchmarch, pütnmark, schon 1430 auch pinberch (MP. 405) und pinberk treten, alles das bald in der Einzahl, bald in der Mehrzahl, schwach oder stark gebildet, und in der Einzahl sowohl männlich als weiblich als sächlich gebraucht. Sucht man der Bedeutung dieses wandelbaren Wortes beizukommen, das in den Überschriften der Beschreibungen häufig neben die schon erörterten Worte confin, geschid, rain gestellt, aber auch allein hier und im weiteren Verlauf der Beschreibungen unzählige Male, in beiden Ländern ziemlich gleichmäßig, verwendet wird, so stehen wieder neben Belegen, die für den abstrakten Sinn der Grenze zu sprechen scheinen, solche für die konkrete Bedeutung von Grenzzeichen. Heißt es etwa in zwei zum Landgericht Bleiburg gehörigen Beschreibungen von 1524 „die pimark tailt si (d. h. vorgenannte Güter) durch die mitt auf die recht seiten Guetenstainer und auf die link seith Schwartzwalder gericht“ (W. 27), dann „dieselb kirchen stet gleich auf dem pimark“ (W. 28), oder 1514 bei dem Ldg. Oberfalkenstein „halbe Tra ist das pimark zwischen kgl. Mt. und aines bischofs von Saltzburg . . grunt“ (W. 266) oder um 1580 bei dem zu Villach gehörigen Gerichtlein Krainegg „gegen morgen“ sei „piedmarch und grenitzen der Feystritzpach, der von Gornitsch herab in die Geyl rient“ . . „gegen mittag ist die piedmarch aufm

Crainberg der Diebspach“ . . . „gegen abent ist die pidmarch der Tschepnik oder Rainflpach“ . . . „gegen mit(er)nacht ist . . . die pidmarch die landstrassen, die von Villach in Wälschland geet“ (W. 311 f.), so scheint der Begriff Grenze in allen diesen Fällen festzustehen. Ebenso für die südsteirischen Gerichte bei Wendungen wie „die pidmarch aber oder confin des von alter her(r) ieblichen und continuierten purkfridn . . . inmaßen die gegen den landgerichten Schönstein und Windischgrätz anrainen, sein dise“ (MP. 388) oder „das pimerk des landesgerichts Schönstain fecht sich an am Stain“ (MP. 399): auch die Worte einer Urkunde von 1355 (MP. 439) „und in den vorgenanten pigmerchen sind gelegen die dorfstete ze der Stauden“ usw. möchte man mit unserem Ausdruck übersetzen: „innerhalb der vorgenannten Grenze“. Aber es gibt Belege, die diese Auffassung ausschließen. Wenn in einer aus Original des 15. Jahrhunderts abgeleiteten Abschrift des 16. betreffend den Burgfried Leonstein (Pörschach) gesagt wird „von erst hebt sich das erst pinmarch des gerichts Leonstein an pei dem clein sellen ob Khrumpendorf“ (W. 56), so könnte man noch an Grenzteile oder Grenzabschnitte denken. Ebenso, wenn bei dem Ldg. Wachsen-eck Birkenstein (nördl. Weiz) beklagt wird, daß „die pigmerk des gerichts nit so gar austrucklich von Stenzeralbm auf dem Pfaffen auszaigt und benent sein“ (MP. 276). Dagegen nötigen andere Stellen zu ganz konkreten Vorstellungen. Beim Burgfried Ebersdorf wird 1668 „hiesets der pruggen auch ein pidmarch gesötzt“ (W. 158). Die Grenze des Burgfrieds Aussee verläuft noch 1830 „auf die Höhe nach denen hölzernen bittmarchen“ (MP. 26), das Ldg. im Mürztal „hebt sich“ 1778 „an zu Übelstain unter der stadt Prugg jenseits der Muhr, allwo die pitmarch stehet“ (MP. 41); um das Ldg. Radkersburg haben sich 1618 „die herrn commissarien . . . so weit und vil bemieht“, daß sie sich mit den Landgerichtsnachbarn „auf die ordenlichen pidmark verfielt und die alten rain mit stainen und creuzen in den pämben verneuert worden“, wobei dann in der folgenden Beschreibung neben vielen andern Kennzeichen dieser Art auch eine Stelle erwähnt wird „alda ein pidmarch bei der strassen“ (MP. 315, 317); „in puechen und feichtenpämben gehaute püdmarch“

finden sich 1590 in den Wäldern zwischen Semriach und Peggau (MP. 205), „neugemachte pidmarchen und gesetzte marchstain“ 1635 bei Kapfenberg (MP. 49), und in der 1676 aufgenommenen Grenzbeschreibung zwischen Admont und der freisingischen Herrschaft Waidhofen stößt man zuerst auf „vier mit dem Admontischen pigmarch gezeichnete pāmb“ und dann auf einen Punkt „alwo beeder herrschaften püg- und jägermarch zum erstenmahl wider in zwei bei einander stehente pāmb, nemblich ain grosse feichten und jungen tonnenpaumb, mit hier inligenden gewöhnlichen zaichen“, die das Admonter Konfinbuch und darnach auch die neue Ausgabe (MP. 34 f.) widergibt, „angeschlagen worden“. Ist also hier unter pügmarch ein in den Baum eingeschlagenes Zeichen von bestimmter, je nach der Herrschaft wechselnder Gestalt zu verstehen¹⁾, so gestattet doch die Mehrheit der anderen Zeugnisse eine etwas allgemeinere Deutung und ein schon lange bekanntes Weistum von St. Lambrecht²⁾ erfordert sie; dort heißt es „pimarch auszugraben verboten: welcher williglich und ohne ursach die pimark ausgraben oder abpauen, dergl. auch die zāun übersetzen und also wider alles herkommen vertilgen werde, der solle . . darnach gestraft werden und dasselb ausgegrabene pimark oder übersetzte zaun wider an sein altes orth, wie vormals gewesen, setzen und graben“. Ist diese Fassung richtig, so ist also hier gar nicht von Baummarken die Rede, die man nicht ausgräbt oder abbaut, sondern nur von Marksteinen, allenfalls von eingeschlagenen Pflöcken³⁾ und von gemauerten Grenzzeichen oder Kreuzen. Aber vielleicht ist das abpauen verderbt aus abhauen; und auch wenn das nicht zutrifft, so führt doch die Zusammenfassung dieser Stelle mit den früher genannten zu der doppelten Möglichkeit, entweder an die ins Holz der Bäume

¹⁾ In den Österr. Weistümern 6, 717 ff. ist aus dem St. Lambrechter Waldungsregister eine lange Reihe ähnlicher Marken abgedruckt, die jedoch nur zur Kennzeichnung von Holzrechten einzelner Besitzer, nicht für Gerichtsrechte dienen.

²⁾ Ebenda 6, 240. Schön bach bot im Glossar S. 631 auch eine wohl geordnete aber immer noch nicht vollständige Zusammenstellung der auf pimark zurückgehenden Wortformen.

³⁾ Nur an diese beiden scheint Schön bach a. a. O. zu denken.

eingeschlagenen oder an die steinernen in die Erde eingegrabenen oder eingemauerten Zeichen zu denken.

Somit besitzt das Grundwort „march“ in unserer Quellen-
gruppe fast ausschließlich den konkreten Sinn des Grenz-
zeichens, bei „gemark“ und „pimerk“ finden sich neben un-
zweideutigen, gleichfalls konkret gemeinten Belegen häufig
auch solche, bei denen die abstrakte Vorstellung der Grenz-
linie näher liegt. Aber gerade bei dem weit öfter ange-
wendeten pimerk neigt sich die Wagschale doch sehr zu-
gunsten des Konkreten, und trotz der verhältnismäßig späten
Zeitangaben der dafür genannten Zeugnisse würde das Ver-
langen nach einheitlicher Auffassung ihrer Gesamtheit zu
der Meinung führen, daß auch bei pimerk in dem Sinn von
Grenzzeichen die Wurzel der ganzen Bedeutungsgeschichte
zu suchen sei, daß also die scheinbar abstrakt gemeinten
Stellen eigentlich nur auf eine Reihe konkreter Grenzzeichen
zu deuten seien. Das schiene mit der oben beobachteten
Vorzugsstellung, welche die aus der Fremde entlehnten
Worte Konfin und Grenze sich erobern, gut zusammen-
zustimmen und zu ergeben, daß im Volk der Alpenländer
die Vorstellung der Grenzzeichen viel stärker lebte als die
der Linie, die wir Grenze nennen. Und es würde ver-
locken zu der Ansicht, daß der Linienbegriff, soweit nicht von
auswärts her übernommen, etwa aus der Häufung der mit
Marken bezeichneten Punkte entstanden sei. Ehe wir aber
so weit gehen, sind doch noch andere sprachgeschichtliche
Fragen aufzuwerfen, die mit viel erörterten Begriffen der
Rechtsgeschichte und der Erdkunde zusammenhängen.

II. Saum und Linie.

Friedrich Ratzel hat in der geographischen Wissen-
schaft der Lehre vom Grenzsaume Bahn gebrochen und
dadurch erst den rechten Hintergrund für die Beurteilung
der Grenzlinie geschaffen, ein Fortschritt, der keineswegs
bloß dem geographischen, sondern auch anderen Forschungs-
gebieten zugute kommt. Aber die scharfe Formulierung,
die er seinem Gedanken gab, konnte leicht zu unrichtiger
Auffassung des geschichtlichen Verhältnisses dieser beiden

Erscheinungen führen. Ist, wie Ratzel sagt, „der Grenzsaum das Wirkliche, die Grenzlinie die Abstraktion davon“, so verträgt sich das sehr wohl mit einem Nebeneinander beider; aber Ratzel nannte selbst den Grenzsaum auch eine Entwicklungsstufe, die bei den ungebildeten außereuropäischen oder in die Geschichte erst eintretenden Völkern nachweisbar sei, und er sprach von einer Entwicklung der Grenzlinie aus dem Grenzsaum.¹⁾ Zugleich unternahm es Hans Helmolt, einer von seinen Schülern, im einzelnen diesen Entwicklungsvorgang für Deutschland nachzuweisen, wo nach seinen Ausführungen über die karolingische Zeit hinaus der Grenzsaum geherrscht haben, erst im 12. Jahrhundert das Bedürfnis nach der festen Grenzlinie eingetreten sein soll.²⁾ Dieser Aufsatz von Helmolt, der sich dazu verstieg, in dem Vorkommen genauer Grenzbeschreibungen geradezu ein entscheidendes Unterscheidungsmittel für die Echtheit oder Unechtheit der Urkunden zu suchen, ist von den Historikern mit vollem Recht abgelehnt worden.³⁾ Es gibt freilich viele unechte Urkunden mit Grenzbeschreibungen, und auch die von Helmolt als ein Beispiel angeführte Hammelburger Notitia kann wirklich nicht von dem Jahr 777 herkommen, das aus ihren Anfangsworten herausgelesen werden mußte.⁴⁾ Aber sie gehört zuverlässig in die Jahre 812 bis 821, und so gibt es auch sonst eine stattliche Menge aus merowingischer und karolingischer Zeit herrührender Urkunden, welche das Vorhandensein der Grenzlinie bezeugen, also den Anschauungen Helmolts von ihrem späten Aufkommen widersprechen.⁵⁾ Und ebenso entschieden mußten die Ansichten eines anderen Historikers zurückgewiesen werden, der sich gleichfalls mit der Entstehung der Grenz-

¹⁾ Ratzel, Politische Geographie, 2. Aufl. (1903), S. 538, 546 ff., 555 ff.

²⁾ Helmolt, Entwicklung der Grenzlinie aus dem Grenzsaume im alten Deutschland, im Hist. Jahrbuch 17 (1896), 235 ff.

³⁾ S. Bloch im Neuen Archiv 22, 327, wo nur statt DO. I. 37 zu lesen ist DK. I. 37.

⁴⁾ Stengel, UB. des Kl. Fulda 1, 152.

⁵⁾ Soweit sie Rübel in seinem gleich zu nennenden Buch benutzt, sind sie von Brandi in den Göttinger gel. Nachrichten 1908, S. 6 ff. übersichtlich zusammengestellt.

linie aus dem Grenzsäum befaßte, wenngleich er von ganz anderen Beobachtungen an diese Frage herangetreten war. Karl Rübel war der Meinung, daß sich ein bestimmtes Volk als eigentlicher Schöpfer der den Germanen vordem unbekannten Grenzlinie nachweisen ließe; als gelehrige Schüler der Römer hätten die Franken durch besondere Beamte, nach bestimmten Ordnungen und Grundsätzen wirkliche Grenzen vermessen und gezogen, wo es bisher nur Grenzsäume gegeben. Dieses fränkische System ist ein hinfalliges Gebäude gelehrter Einbildung; die Grenzlinie ist nicht an den fränkischen Machtbereich gebunden, und es gibt kein Zeugnis für umfassende Maßregeln, welche die fränkischen Könige in diesem Sinn getroffen hätten.¹⁾

So sind zwei Versuche, die Lehren Ratzels für die deutsche Geschichte anzuwenden, gescheitert. Bei den Geographen ist sie dennoch aufrecht geblieben, ihnen mögen ja die historischen Mißerfolge seiner Auffassung nicht überall zur Kenntnis gekommen sein.²⁾

Es scheint freilich auch von Geographen als ein Mangel der Ratzelschen Ausführungen empfunden worden zu sein, daß er den Unterschied zwischen den beiden Grenzformen und den Übergang von der einen zur andern allzu bestimmt hingestellt habe. Grund konnte in bezug auf die niederösterreichische Landesgrenze eine ungleichmäßige Raschheit in der Entwicklung vom Saum zur Linie wahrnehmen³⁾, Sieger verfolgte diesen Gedanken für Niederösterreich selbst, wie für Salzburg und Steiermark weiter.⁴⁾ Die der bayerischen Alpengrenze gewidmete Dissertation von Maull betonte im

¹⁾ Ausführlich nachgewiesen von Brandi a. a. O. 1—51. Dazu jetzt Dopsch, Wirtschaftl. u. soziale Grundlagen I, 362 ff. und zu Rübel's Aufstellungen überhaupt sowie hinsichtlich der Grenzabsetzung Stutz schon 1905 in der Z²f. RG. 26, 349—363 mit Nachtrag, ebenda 38, 417 f.

²⁾ Man vgl. Walser in den Mitt. d. ostschweizerischen geographisch kommerziellen Gesellschaft, wo Helmolts Verdienste unmittelbar neben die Ratzels gestellt werden, und Maull, Die bayrische Alpengrenze (Marburg 1910), S. 108, wo auch nichts von Ablehnung der Helmoltschen Ansichten zu bemerken ist.

³⁾ Erläut. z. hist. Atlas I, 2, 16.

⁴⁾ Sieger in den Mitt. der geogr. Gesellsch. in Wien 1912, 214 ff.

Eingang, daß die aus den Grenzgürteln oder Grenzsäumen hervorgegangenen Linien ihren ehemaligen räumlichen Charakter doch nicht ganz verloren hätten.¹⁾ Faßte dann Stolz seine dem gleichen Gegenstand gewidmeten historischen Untersuchungen dahin zusammen, daß „auch an der bayrisch-tirolischen Landesgrenze der ruckweise Hervorgang der linearen aus der zonalen Grenzföhrung durchgehends zu beobachten sei“, so mußten doch auch seine genaueren Ausführungen Anlaß geben, die allgemeine Einhaltung jener Ratzelschen Regel zu bezweifeln; Urkunden aus den Jahren 1239 und 1305 lassen im Osten den Ziller und den vom Sonnwendgebirg herabkommenden Habach, im Norden aber die an den großen Verkehrswegen gelegenen Festen Schloßberg und Ehrenberg als Teile oder Ansätze einer linearen Grenzföhrung erkennen; und doch bestehen, ja bilden sich ebenda von neuem noch im 15. und 16. Jahrhundert breite „Gürtel von gegenseitig sich übergreifenden und bestreitenden Ansprüchen“. ²⁾ Indem nun in jüngster Zeit Sieger eine strengdurchdachte Terminologie der politischen Grenzlinie und der politischen Grenzsäume aufstellte, behandelte er auch das Verhältnis beider und berührte dabei manche Erscheinung, die gegen jene allgemeine Regel spricht. Nach seinen Beobachtungen gehört „nicht jede Grenzlinie einem natürlichen Grenzsaum an, manche mußte dort gezogen werden, wo ein solcher fehlt“. Es kann sich an der Grenzlinie, von selbst oder durch künstliche Maßregeln befördert, ein neuer Grenzsaum bilden, sei es durch Vernachlässigung des Anbaus in den neuen Grenzgebieten, sei es in umgekehrtem Sinn, indem nun ein Streifen wechselseitiger Beeinflussung in nationaler, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht aus der neuen Grenzlinie hervorgeht. In solchen Fällen ist also der Saum jünger als die Linie, die Verschiebung der Grenzlinie mag durch eine Verschiebung des ursprünglichen Saumes vorbereitet sein, sie beeinflußt aber auch dessen Verschiebung und er-

¹⁾ Maull, Die bayrische Alpengrenze, S. 5.

²⁾ Stolz, Die geschichtl. Entwicklung der bayerisch-tirolischen Grenze (in den Verhandlungen des 18. Deutschen Geographentages zu Innsbruck 1912), S. 117 ff.

zeugt neue Grenzsäume.¹⁾ Wer diese Vorgänge in Rechnung zieht, der wird dem Gedanken Ratzels von der Priorität des Saumes mit wachsender Vorsicht gegenübertreten, und so hat ihn denn auch Sieger mit einem einschränkenden „in der Regel“ versehen und schon seinem ersten hierhergehörigen Satz das Zugeständnis beigefügt, daß es gegenüber der „aufwärtssteigenden Entwicklung“, welche „sowohl in der Begriffsentwicklung wie in der praktischen Grenzlegung“ von der Grenzzone zur Grenzlinie führe, doch auch Ausnahmen gäbe. Das von ihm hier angeführte Beispiel ist indes nicht dem Gebiet politischer Grenzen, sondern der Entwicklung des Begriffs einer anderen natürlichen Grenze entnommen.²⁾ Deutlicher noch und mit gerader Beziehung auf die politische Grenze hat es Penck ausgesprochen, daß jene Regel nicht allgemein zutrifft; indem er von den Verwüstungszonen redet, welche die Türkei zwischen ihrem Gebiet und dem des Kaisers, Ludwig XIV. aber zwischen seinen Rekuperationen und dem übrigen Deutschland schuf, sagt er ohne Einschränkung: „Der Grenzsaum geht also entwicklungsgeschichtlich keineswegs immer der Grenzlinie voran, sondern kann auch eine spätere Folgeerscheinung sein.“³⁾ Bei dieser Sachlage wird es sich verlohnen, auch an dem reichen Quellenstoff der Ostalpen das Verhältnis von Grenzsaum und Grenzlinie zu überprüfen. Hier sollen daher die in unserer Quellengruppe vorkommenden Ausdrücke für den Begriff der Grenze daraufhin durchgesehen werden, ob sie eine Herkunft der linearen Vorstellung aus der zonalen erkennen lassen.

In diesem Sinn wäre vor allem der Wortstamm *march* in Betracht zu ziehen, welchem bekanntlich laut Zeugnis anderer Quellen ebensooft eine räumliche als eine lineare Bedeutung unterlegt worden ist. Mittelalterliche Quellen

¹⁾ Sieger in der Zeitschr. f. Erdkunde 24 (1917) S. 219f., 25 (1918) S. 54. Auf die Entstehung neutraler Streifen in den Zwischenpausen eines Krieges hatte übrigens schon Ratzel a. a. O. 540f. hingewiesen.

²⁾ Sieger in der Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde 24, 504 und 507.

³⁾ Penck, Über politische Grenzen, Rede zum Antritt des Rektors der Universität Berlin 1917, S. 14.

der verschiedensten Entstehungsorte verstehen unter der Mark die politischen Grenzbezirke des karolingischen und des deutschen Reiches, also ausgedehnte Landschaften, in denen der Charakter einer zonalen Grenze in größtem Maßstab zum Ausdruck kommt.¹⁾ Andere, zumeist spätmittelalterliche und neuzeitliche Quellen reden von der gemeinen Mark der Dorfgossen als dem Inbegriff desjenigen Teiles der Dorfflur, der in gemeinsamer Nutzung bleibt; aus Wald- und Weideland bestehend lagert auch er sich um die Ackerfluren herum an der Außenseite, entspricht also wieder in vorzüglicher Weise den Anforderungen eines Grenzsaaumes.²⁾ Gerade diese weitverbreitete Anwendung des Wortes im Sinne von Grenzsäum erklärt seine Weiterbildung im politischen und wirtschaftlichen Gebrauch, sie nötigt aber auch zu einer sehr vorsichtigen Beantwortung der oben erwogenen Frage nach der Herkunft der hierher gehörigen Worte unserer Grenzbeschreibungen. Sie schienen, für sich betrachtet, aus dem Begriff des Grenzzeichens erklärbar (oben S. 16). Ziehen wir aber jene allgemeineren Bedeutungen von Mark als politischer oder wirtschaftlicher Grenzsäume herbei, so ist doch zu erwägen, ob nicht auch, wie es den Lehren Ratzels entspräche, die Gerichtsbezirke zuerst eine „Mark“ im Sinn breiter Grenzgürtel besaßen, so daß, was unsere Grenzbeschreibungen von den an der Grenzlinie angebrachten sichtbaren „Marken“, „Gemerken“, „Pimarken“ usw. berichten, nur Fortbildungen eines älteren hier gleichfalls anzunehmenden, wenn auch hier nicht mehr quellenmäßig belegbaren Zonenbegriffs wären.

Ehe wir uns darüber entscheiden, ob ein solcher vor Aufzeichnung der steirisch-kärntnerischen Grenzbeschreibungen liegender Bedeutungswandel zulässig sei, empfiehlt es sich, einige andere recht eigentlich zu den „Grenzaltertümern“ gehörige Dinge in unseren Quellen zu verfolgen. Es gibt Teile der Grenze, die in so auffälliger Genauigkeit be-

¹⁾ Vgl. Hofmeister in den Mitt. des Inst. 7. Ergbd., 237 ff.

²⁾ Der strittige Ursprung dieser gemeinen Mark, über den zuletzt Dopsch, Wirtsch. u. soziale Grundlage 1, 347 ff. und Wopfner in der Hist. Vierteljahrsschrift 20, 49 f. u. 62 handelten, bleibt hier außer Betracht.

schrieben sind, daß uns die Grenzlinie ganz scharf gezogen, fast möchte man sagen, greifbar entgegentritt. Zu dieser Gruppe gehören die Straßen und Wasserläufe, von denen in zahlreichen Fällen angegeben wird, daß sie zum Teil diesem, zum Teil dem anderen Gericht gehören. Die Straße bleibt unter Umständen einem der beiden Gerichtsnachbarn (dem Landgericht) allein vorbehalten (W. 19), so daß die Grenze ihr entlang läuft; wird eine solche auf der Straße geführt, so kann man die Grenzlinie verschieden ziehen, nach deren Mitte, so daß sie halbiert wird (vgl. MP. 85, 94, 96 f. und öfter, dann W. 287), oder nach einem Wagengeleise (wagenlaist, axtlohn), welches dann genauer als das rechte oder linke, obere oder untere bezeichnet wird (MP. 126, 283, 330; ohne solches Beiwort MP. 119). Flüsse und Bäche werden nach der Mitte geteilt: die Enns (MP. 3), die Pöls (MP. 122), die Mur (MP. 42 f., 45, 47, 82, 85 usw.) und die Mürz (MP. 45), die Sulm (MP. 232), die Drau (W. 210 f., 259, 285 usw.), die Lavant (W. 128), die Gurk (W. 231, 237), die Metnitz (W. 44), die Glan (W. 110), die Liser (W. 249, 252, 302), die Möll (W. 219) die Gail und die Gailitz (W. 319 ff.), die Feistritz (MP. 263), aber auch kleinere, wie der Pässinger Bach (W. 10), das Reinitzbächlein (W. 239) und verschiedene Zuläufe der Liser (W. 253). Solche Genauigkeit wird wegen der Fischerei, deren Teilung gelegentlich auch erwähnt wird (W. 225, vgl. dagegen MP. 140) und in vielen Fällen auch wegen der Brücken nötig gewesen sein. Wird auch nur in einer Beschreibung von 1680 (W. 219) ausdrücklich gesagt, daß „auf der mitten dises prüggels sich die herrschaft Stall und das landgericht Groß-Kürchhaimb voneinander“ schaiden „gestalten jeder thail die helfte zu repariren und einzuhalten schuldig ist“, so wird doch bei den meisten anderen Brücken, die in zwei Hälften geteilt werden (bis auf mitte pruggen W. 17, bis auf halbe pruggen W. 202, halbe Traapruggen W. 211, halbe Liserpruggen W. 249, 302, vgl. MP. 132 usw.), geteilte Erhaltungspflicht anzunehmen sein. So wie also hier die wirtschaftliche Anteilnahme an dem fischbaren und überschreitbaren Wasserlauf zu genauer Führung der Linie zwingt, so finden wir merkwürdige Einzelheiten auch sonst, wenn

zwei Gerichte an menschlichen Wohnungen oder sonstigem Menschenwerk zusammenstoßen. In der Tarviser Gegend wird einmal im Jahre 1643 den beiden Teilen die Tränke an einem Brunnen „ungewehrter“ zugestanden (W. 332), zwischen Admont und Spital am Pyrn wurde 1672 ein ähnlicher Vergleich geschlossen (MP. 34), aber auch in zahlreichen anderen Fällen liegen die Brunnen in der Grenzlinie (W. 13: da vür gericht auf den prun daselbs zusammen kumen, vgl. ebenda 16, 37 und die bei MP. 500 gesammelten Belege) und es ist als selbstverständlich anzunehmen, daß das Benutzungsrecht geteilt war. Ähnlich wird es häufig bei den an der Grenze gelegenen Mühlen, Stadeln und Öfen gewesen sein. Wenn eine Mühle „inen beeden zugehört“ (W. 11, 1591), „an der mitten der burgfridsconfin stehet“ (W. 139, 1721) oder „das geschidt zwischen den mühlstein und wasserrad durch“ geht (W. 224, Abschr. von 1778; ebenda Erwähnung einer älteren, damals schon abgegangenen Mühle), wenn „ein ort des stadls noch im gericht“ steht (W. 93, 1645), oder die Linie einmal (W. 219, 1680) „in die mitten oder zu hechst in den schrat“ (Balken) einer „heyschupfen“ verläuft, so daß eine besondere Unterhaltungspflicht für diese Schupfe anerkannt wird (W. 221), und wenn gewisse Öfen geradezu „Gschidöfen“ heißen (MP. 464, 1702), so deutet das unzweifelhaft auf einen alten Zusammenhang mit der Grenzföhrung. Darauf beruht es denn auch, daß die Grenze, wie es auf anderen Gebieten vor langem schon Grimm bemerkte¹⁾, oft genug mitten durch Haus und Hof geht (z. B. MP. 244, 495), wobei ihre Richtung denn auch aufs genaueste angegeben werden kann; so „zwischen des bemelten Stadlers haus sambt des stadls eines teils, anders teils aber seiner patstuben hindurch“ (MP. 104, 1662), „zwischen . . haus und stadl“ (MP. 149, 1649; 461, 1754), „durch . . haus und stadl durch“ (MP. 201, 1767), „zwischen des . . Straschounigg . . behausung, also daß sein kachelstuben und stadl in Drasinger gericht stehet, die rauchstuben, kammer und stall aber in Leonsteiner gericht“ (W. 57, 1703), „ober seiner hausmül in gräbmlein unter sein haus durch“ (W. 183, 1579), „mitten

¹⁾ Grimm, Kl. Schriften 2, 64f. Amira, Grundriß³ S. 124.

durch das haus und stuben“ (W. 8), zwischen „rauchhaus“ oder „feuerhaus“ und „stadl“ (W. 50, 47), „durch das haus“ oder „die (be)hausung“, „durch die stuben“, „zwischen stuben und camern“, „zween stuben hierdurch“ (W. 13, 37, 44, 72, 85, 101, 104, 127, 159, 175) „zwischen . . tüsch und ofen“ (W. 42 und 44, wo ein Austausch der geteilten Häuser vereinbart wird) und mehrmals „mitten durch den ofen“ (oder „pachofen“ W. 265, 267, 282, 284; MP. 6, 43, 128, 149, 151) oder „zu dem tisch“ (W. 34), „auf halben tüsch“ (W. 186), „von einen fenster zu den andern mitn untern tisch durch die stubn“ (MP. 149). Es gehört hierher auch, daß einmal die Grenze „durch mitten des kellers“ (W. 66, ähnlich MP. 432), ein andermal „auf Fraunburg zu dem öden schloß“ (MP. 399) geführt wird. Alles Beispiele, auf deren tieferen Sinn noch zurückzukommen ist, die aber hier beleuchten sollen, wie genau die Linie dort gezogen wird, wo Menschen bauen und wohnen.

Bei den Gerichtsgrenzen der Ostalpen spielen aber auch die nicht dauernd bewohnten und nur vorübergehend, während der Sommerszeit, oder auch gar nicht bewirtschafteten Almböden, Wälder und Felspartien der Berge eine große Rolle, weil die älteren Landgerichtsgrenzen allerorten an die Wasserscheiden gebunden sind. Da gewährt es denn einen besonderen Reiz zu betrachten, wie sich dieser uns so geläufige Begriff gebildet und in Worten geformt hat. Unser Wort „Wasserscheide“ ist in den Quellen, von denen wir ausgehen, äußerst selten. Es ist, soviel ich sehe, nur in oststeirischen Gerichten, die einander benachbart sind, in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten des 17. Jahrhunderts ein paarmal angewandt worden (MP. 264 f., 276 f., 280 f.), hier also ohne Zweifel durch einzelne an den Beschreibungen beteiligte Leute von anderswoher eingeführt, ohne daß die volkstümliche Ausdrucksweise darin zum Ausdruck käme oder davon beeinflusst worden wäre. Vereinzelt trifft man (MP. 40) „wassergeschaid“, viel stärker verbreitet sind in gebirgigen Landesteilen Bezeichnungen für die Bergformen, welche die Wasserscheide bilden: die Grenzen verlaufen dort „nach den grat an alle höche des Großen Pürges“ (MP. 30), „mitten über den grat“ (ebenda) oder „mitten in

den grat“ (MP. 60), „untz an“ oder „auf den grat“ (MP. 62, 1345), „dem grat nach gegen Tragözs zu abgang desselben grats“ (MP. 69, 1366) oder „auf ainen grad der aufwärts geet . . auf alle höch . . einhin . . wider in die höche . . auf alle höch“ (W. 11), „auf dem grad des Zebnner“ (W. 289), „nach dem grad durch bis . .“ (W. 302) usw. — „nach (von) der schärfe“ (MP. 98, 443), „nach aller schörfe“ (MP. 113), „nach der maisten schärfe abwärts“ (W. 43), „auf die höchste schärfe des Gladts“ (MP. 446), „nach der höch und scherf des gebürgs“ (W. 322), „nach der schörfe und höche hinauf“ (W. 294), „der schärfe oder nach dem grad durch“ (W. 252) usw. — „auf nach dem rigel“ (MP. 66, 1348), „nach dem rigl auf und auf“ (MP. 85), „nach des schörfe und rigl hinauf“ (W. 294), „nach der schneid des eusseristen riegels hinauf bis an alle höch des Carnaduls“ (W. 322), „als der rigl . . aufstreicht“ (W. 262), „an den rigl, der . . hinaufgehet, demselben rigl hinein nach bis . .“ (MP. 448), „nach demselben ganzen rigl aus und aus“ (MP. 388) usw. — Seltener trifft man in ähnlichem Sinn Bezeichnungen wie „egg“ (W. 42, MP. 193) oder „fürst“ (W. 28 f., 261 f.) und sichtliche Neuerungen sind „gebirgs-sättel“ und „-rücken“ (W. 221, 1827), „schneid“ (MP. 67 f., 1796), „berg Rücken“, „rücken“ und „gebürgschneide“ (W. 122, 1816; 163 f., 1831, MP. 117, 1795). Alle diese Namen werden auf Bergteile angewendet, die sich einfacher und genauer mit dem neuen Wort der Wasserscheide hätten bezeichnen lassen; die Quelle greift zu beschreibenden Ausdrücken, weil ihr dieser einfache terminus der Hydrographie nicht geläufig ist.

Es fehlt nun aber auch unseren steirischen und Kärntner Gerichtsbeschreibungen keineswegs an Worten, die mit Wasserscheide inhaltlich verwandt das Gefälle des Wassers zum Unterscheidungsmerkmal machen, solche nehmen vielmehr in den Grenzbeschreibungen der Hochgebirgslandschaften den breitesten Raum ein und gerade sie sind es, bei denen ein eigentümlicher Bedeutungswandel zu beobachten ist. Am einfachsten und klarsten sind die ältesten Belege, allmählich tritt eine Verkürzung und dann eine Verschiebung des Sinnes ein. Im 14. und 15. Jahrhundert wird sehr oft vom Regenwasser gesprochen, so in ganz umständlicher Weise mit den Worten:

„als alle regenwasser und alle gesig (=gesicker, sickern des Wasser) und alle flüzz und alle päch von den vorgenannten gemerken fliezzen in die Yrnig“ (MP. 39), „als verr das wasser (was das regenwasser) ab den obgenannten pergen und riglen heruber gegen der Trenn rinnet (sagt“) (MP. 375 f.), „als von den hochsten alben und pergen die zueruk umb anruerent und der trouf des regenwassers einberts gegen der herschaft abrint“ (MP. 405) oder etwas kürzer mit den Zeitwörtern „schaiden“ und „saigen“ (saien, sagen). Heißt es etwa „als die (grunt und alben) das regenwasser schaidet“ (MP. 86, fast ebenso 279, 281, 283, „schaidt und taitt“ 286; etwas entstellt 1564 „da sich das regenwasser schaidet“ MP. 287), so deckt sich das genau mit dem lateinischen „prout aqua pluvialis distinguit“ (MP. 61) und es leuchtet der Begriff der Wasserscheide gut erkennbar durch. Dagegen wird bei dem anderen Verbum wieder bloß an die eine Seite gedacht, wie denn ab und zu auch die Richtung des Abflusses deutlich angegeben ist: „alz daz regenwazzer sait in die Mürz“ (MP. 62), „alz als regenwazzer und all flüzze umbetumb in die Ybs und in den Chrumpach (wohl der bei Lunz mündende Zufluß der Ybbs) sagen“ (MP. 66) „und waz daz regenwazzer und die fluzz ab den vorgenanten gemerken sagen in die Salczach“ (MP. 67), „als das regenwazzer sagt gegen der Mur“ (MP. 157), „als das regenw. zetal sagt oder gêt“ (W. 35) oder einfach vom Standpunkt des zu beschreibenden Gerichtes aus „was das r. hertzue sagt“ und „hertzue geit“ (MP. 223, 225). Unterblieb solche Richtungsangabe, so konnte wohl leicht ein Mißverständnis des ursprünglichen Sinnes eintreten, indem das bloße „sagt“ (MP. 60, 156, 273) etwa auf eine Aussage anstatt auf das Seigen (Sickern) bezogen wurde.¹⁾ In ganz verschiedenen Bedeutungen wird dann auch das Hauptwort „wassersaig“, „wassersig“ (MP. 125) oder „wassersag“ gebraucht. Ein vielleicht in bambergischem Dienst stehender

¹⁾ Noch im Glossar zu Österr. Weistümer 11, 374 ist bei trafsag (= MP. 135, unten S. 29) nicht ganz zutreffend auf Schmeller 2, 234 (Aussage, anzeigen) verwiesen, anstatt auf 2, 236, wo freilich neben der bergmännischen und der übertragenen Verwendung des Wortes die in den Grenzbeschreibungen nicht zur Geltung kam.

Schreiber hat es im Jahre 1643 mit dem Fremdwort „dependenz“ verdeutlichen wollen (W. 333), und in der Tat ist es oftmals mit Gefälle, stärkste Neigung oder dgl. gut wiederzugeben, so wenn es heißt „nach der wassersag in Gerichtsgraben“ (W. 259), „nach der wassersag“ oder „nach der rechten wassersäg zu thal“ (MP. 49 f.); hierher gehört auch, wenn von dem Ablauf oder Fluß der Wassersaige(n) gesprochen wird (MP. 31, 117), wenn die Wassersaige mit dem abfließenden Regenwasser (MP. 59) oder einem Tal (W. 239, 253 f.), einem kleinen Graben oder Abfluß (MP. 31, 145) gleichgestellt wird; man muß sich vorstellen, wie das Wasser „absagt“ (MP. 48), also abwärts sickert, und man folgt einer ausgeprägten Abfallinie, die man dann gegebenenfalls, wenn auch nicht mit gleicher Sicherheit, nach aufwärts zu finden wüßte (auf und auf nach der wassersaig MP. 82. vgl. 130, hinauf dem thal und wassersög W. 253). Viele Stellen, wo es heißt „nach der wassersaig“ können so gemeint sein. Etwas anders ist die Vorstellung in den mit „was“, „als“, „wie“, „sovil“ eingeleiteten Nebensätzen, in denen die „wassersaig“ (ein paarmal neben dem „steinwalg“¹⁾ W. 215, 261 f.) Subjekt ist, und die Zeitwörter inhalten oder innhaben, geben oder zugeben, belangen, begreifen, scheiden, zeigen oder anzeigen das Prädikat bilden (W. 203, 225, 265, 283, 291, MP. 14, 36, 76, 114, 146, 232, 248, vgl. 30, 33, 34). In diesen Fällen und ebenso bei der adverbialen Bildung „inhalt der wassersag“ (W. 260) wird nicht an einen auf- oder absteigenden Wasserlauf, sondern an zum Teil recht umfangreiche Flächen gedacht, die kraft der in ihnen herrschenden Gefällsrichtung diesem oder jenem Gericht zugesprochen werden. Es muß aber noch eine dritte Verwendungsart des Wortes gegeben haben, in welcher wieder ein Stück Grenzlinie unter der „wassersaig“ zu verstehen war, diesmal aber offenbar keine nasse, sondern eine trockene Grenze, welche Gebiete verschiedener Gefällsrichtungen voneinander scheidet; mit anderen Worten: es gibt Stellen, an denen „wassersaig“ dasselbe bedeutet wie

¹⁾ Zu diesem vgl. Grimm, Kl. Schriften 2, 51 und Deutsche Rechtsaltertümer I⁴, 117, wo inhaltlich zwar verwandte, aber anders ausgedrückte Arten der Grenzbestimmung gesammelt sind.

unser „Wasserscheide“. Diese Auffassung erfordern Stellen wie „von dort aus auf der wassersäg an die Pattichalbm“ (MP. 43), „erstreckt sich die march dises burkfrids bis an die wassersaig der höch des gepürgs“ (MP. 13), „aufwerts nach dem zaun bis auf die wassersaig“ (MP. 158, vgl. 102, 112), „ganz in der höche der Moschöben gleich an der wassersaag“ (MP. 102) und viele Belege, wo unser Wort mit den früher erörterten Bezeichnungen grat, rigel, schörfe oder höche als gleichbedeutend verbunden wird (W. 287, MP. 58, 106, 112f., 124, 129, 144, 211 usw.); einmal wird es überdies mit „gränizen“ gleichgestellt (MP. 10), und im Jahr 1812 hat ein auch mit gelehrten Ausdrücken etwas vertrauter, vielleicht nichtdeutscher Beamte sich erlaubt, das ihm ungeläufige Wort zu erklären: „nach der sogenannten wassersaige oder den mittelpunkt, der die höche teilet“ (MP. 152); er hatte mit Rücksicht auf das italienische „punto di diversione“, das ihm offenbar vorschwebte, nicht so ganz unrecht. Im 17. und 18. Jahrhundert wird, wie wir soeben gesehen, in der Tat dieser Sinn bei „Wassersaige“ überwogen oder doch starke Verbreitung besessen haben, aber er war neueren Ursprungs, und es ist fraglich, ob die älteste Stelle, die hierher zu gehören scheint „untzt auf die perg und der (die?) wassersaig und die regentropfensat“ (MP. 122, 1498) uns wirklich fehlerlos überliefert ist.¹⁾

Wesentlich gestützt wird diese Wahrnehmung eines bei wassersaige eingetretenen Bedeutungswandels durch das, was über das allerhäufigste Stück unserer Gebirgsgrenzbeschreibungen zu sagen ist, über das Wort traif oder traf, das sich mit unserem Traufe deckt und inhaltlich auch mit wassersaig aufs engste verwandt ist. Die Zusammengehörigkeit beider kommt in gelegentlicher Nebeneinanderstellung (wassersaig oder traif W. 93, 242, träf und wassersag W. 231, träf oder wassersaig MP. 7) und Verbindung (mit allem abfließenden

¹⁾ Ergänzt man am Schluß ein Zeitwort (anzeigt od. dergl.), oder verändert man „nach der ws. und der r.“, so ergibt sich für wassersaig der fürs 15. Jahrhundert sonst bezeugte Gebrauch. Dann dürften Belege von 1576 und 1580 (MP. 13, W. 311) ungefähr das erste Auftauchen der neuen Bedeutung erkennen lassen.

wässern und trafsag MP. 135) zum Ausdruck¹⁾, aber das kürzere Wort geht in so fern seine eigenen Wege, als es häufig Zusammensetzungen mit Gebirgsbezeichnungen oder auch Namen eingeht, die seinen Sinn genauer begrenzen. So liest man vom regenträf, wasserträf, albmträf, pergtraf (MP. 156, W. 6, 39, 199) und unter Benutzung eines in den Gerichtsbeschreibungen wie in der Gerichtsgesetzgebung²⁾ auch in seinem ursprünglichen Sinn angewandten, hier aber in allgemeiner Bedeutung gebrauchten Wortes vom tachträf (MP. 148, 154, 261. W. 7, 161, 237), dann von des Pachera traf und Pächerträff (Pacherdräff, MP. 352, 485), vom Gaispergträf (MP. 438) und Grabentztrauf (W. 36), Bildungen, die auch in den Genetivattributen träf desselben gepürgs (W. 6, 226) traf desselben (walds) und traf des bergs (MP. 258, 384), dann mitte oder träf des Schwaigerkogl (W. 39), träpf sanctae Cunigundis, des sogenannten Wallischsiz, des pergs Rasvar, des pergs Wetternickh und träf Natostotschello (MP. 394, 397, 401, 436 und 432) reichliche Seitenstücke haben. Diese besonders im südlichsten, jetzt südslavisch gewordenen Steiermark üblichen Namen lassen zur Genüge erkennen, daß hier bestimmte Teile eines Berges als träf bezeichnet werden. Und das ist auch sonst, im ganzen Bereich unserer beiden Sammlungen für die neueren Jahrhunderte der Fall, der vorherrschende Gebrauch des Wortes „traf“ deckt sich mit „Kamm“ oder „Wasserscheide“. Das erhellt aus der Gleichstellung und Verbindung mit höche (W. 151, 235, 306, 323, MP. 142, 149, 311, 384, 401, 410), rigl (W. 246, 320, MP. 148, 431), schörf (W. 322, 325, MP. 346, 410) und grad (MP. 159) und es würde sich an vielen Orten auch kartographisch erweisen lassen. Wenige Beispiele müssen hier genügen: die Grenze von Eberstein und Weißenegg läuft an einer Stelle (W. 40) „durchaus nach den alten heuweg und grad“, und zur Erklärung wird an-

¹⁾ Man darf wohl auch hier an die Neigung der deutschen Rechtsprache zur Tautologie (Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I⁴, 19 ff.) erinnern.

²⁾ Vgl. Mells Einleitung über hohe und niedere Strafgerichtsbarkeiten (Landgerichte und Burgfriede in Steiermark) in MP. XIX bis XLIV, besonders S. XXXII.

schaulich beigefügt: „der heuweg ist balt rechts balt links unter den grad und örterweis beilichen 50 und noch mehr schritt der weeg und der träf von einander entfernt“. Bei Hermagor geht die Grenze des Burgfrieds Khünburg „gegen mitnacht auf alle hoch und den höchsten trof des gebürgs der Egel genant“ (W. 226), also auf mehr als 2000 m Meereshöhe. Oft wird das Wort gerade dort gesetzt, wo die Grenze sich auf längere Strecken in der Höhe hinzieht, so bei Althofen „aufwärts nach dem träf desselben mitten gepürg .. und weiter nach dem träf ain gefüege halbe meil weegs“ (W. 6) oder in allgemeineren Ausdrücken wie „nach demselbigen träff oder höch hindurch“, „durch und durch an träf“, „immer dar nach der höch des träfs“ (MP. 311, 351, 384) usw. Aber unsere Quellen lassen, auch abgesehen von der Stammverwandtschaft mit Tropfen und Traufe, doch keinen Zweifel darüber, daß das nicht der ursprüngliche Sinn des Wortes war. Im 14. und 15. Jahrhundert dachte man dabei, ebenso wie bei wassersaig, nicht an den Kamm, sondern an das ablaufende Wasser, so daß es hieß „als der träf herin sait“, „was der rain mit dem trauf . . gen dem dorf sagt“, „als der trauf bedenthalben sagt“, „gleichwie der träf herein sagt“ (W. 75, 153, 245, 336, MP. 250), weil am Berge der Tropfen abwärts sickert, während er „vom kirchendach felt“ (MP. 432). Und auch die Verba „erreichen“, „haben“, „berieren“, „innehalten“ oder „-haben“, „einhalten“, „geben“, „weren“, „verfehen“, die in dieser früheren Zeit mit dem traf verbunden werden (W. 171, 195, 199, 201, 242, 329, 335, MP. 247, 251, 354, 409, 436), bezeichnen ein räumliches Umfassen, bei dem mehr das Gebiet von einheitlichem Gefälle als sein Außenrand ins Bewußtsein tritt.

So bewährt sich an den zwei stärkst gebrauchten Ausdrücken, wassersaig und träf, die gleiche Erscheinung. Beide werden zuerst von dem umschlossenen Gebiete selbst oder seinen Randgebieten, in denen das Abströmen des Wassers ja am stärksten zur Geltung kommt, gebraucht; es sind ursprünglich Namen der Grenzzone. Aber beide büßen allmählich diese Beziehung ein und bezeichnen im 17. und 18. Jahrhundert vorwiegend diejenigen Bergteile, auf denen die Grenzlinie läuft oder geradezu die Wasserscheide, wo

sie als Grundlage der Gerichtsgrenze dienen soll. Das Wort hat sich vom Saum auf die Linie zurückgezogen. Das ist ein guter Grund, um eine gleichartige Verschiebung, die allerdings zeitlich viel weiter zurückliegen muß, auch bei „Mark“ anzunehmen, und alle diese sprachlichen Erscheinungen zusammen dürften zu dem Verständnis des historisch-geographischen Vorgangs beitragen, der von dem Saum zur Linie führte. Die Sprache ist gleichwie das Gesetz ein Spiegel der äußeren Welt; was hier geschieht, läßt auch dort seine Spur zurück, und der Weg geht in gleicher Richtung; aber der Spiegel ist unvollkommen, die Entwicklungsreihen rollen nicht gleichzeitig, sondern in ungleichmäßigen Stößen vorwärts, nirgends die Gewähr genauer Übereinstimmung bietend. Ratzel hat recht, aus dem Saum wird die Linie, aber der Hergang zieht sich durch die Jahrhunderte, so daß er bei dem Begriff der Mark schon überwunden, in anderen Ausdrücken wieder und wieder auflebt, ohne daß sich aus ihnen der Zeitpunkt eines wirklichen Abschlusses gewinnen ließe. Nur die Langsamkeit des Werdens ist mit Sicherheit aus der Sprache zu entnehmen, wer die entscheidenden Schritte im einzelnen sichern will, muß sich nach anderen Hilfsmitteln umsehen.

III. Zeichen.

Die Gerichtsbeschreibungen von Kärnten und Steiermark sind in geographischer Hinsicht reichlich ausgenutzt worden, indem auf dieser Grundlage nicht bloß die Atlasblätter selbst gezeichnet, sondern an den daraus ersichtlichen Grenzverlauf der Gerichte auch zusammenfassende Wahrnehmungen allgemeiner Art geknüpft wurden. Hier ist Siegers Abhandlung über die „Landgerichte und Talschaften in der Ober- und Mittelsteiermark“ zu nennen, wo der von ihm schon früher ausgesprochene Gedanke, daß die „Talschaft“, also „das Gebiet eines Wasserlaufs oder einer stark hervortretenden Teilstrecke desselben“ die beste Grundlage für Verwaltungsgebiete staatlicher und kirchlicher Art bildete¹⁾, an der Hand der Landgerichtsgrenzen eines bestimmten Ge-

¹⁾ Sieger in den Mitt. der geogr. Gesellschaft 1912, 222.

bietes nachgeprüft wird.¹⁾ Seine Ergebnisse sind um so lehrreicher, als die verschiedene natürliche Beschaffenheit der Täler in den zusammengefaßten Landesteilen dem Anschluß der Grenze an den Boden sehr verschiedenartige Bedingungen bot; der Großzügigkeit der obersteirischen Längstalfurchen steht ja an der Innenabdachung des steirischen Randgebirges eine viel unübersichtlichere natürliche Beschaffenheit gegenüber. In ähnlicher Art hat für Deutschtirol Stolz die Natur des Landes mit dem Zug der Gerichtsgrenzen verglichen, die sich hier eng an die alten Gemeindegrenzen anschließen. Er ist dabei zu ganz bestimmten Regeln gelangt, die, für die Gemeinden der Haupttäler und der steilabfallenden Nebentäler besonders gefaßt, sowohl die Bedeutung der breiten Flußläufe und Überschwemmungsgebiete als die der tiefeingerissenen Talschluchten, dann die der Mittelgebirgsränder und der Talstufen und Engen auf die Grenzbildung scharf beleuchten²⁾; im ganzen bewährt sich, wenn man von der häufig vorkommenden Überschreitung der Kämme und Einbeziehung des oberen Teils der jenseitigen Hänge absieht, auch hier die von Sieger festgestellte Beziehung der Gemeinden und Gerichte zu den Talsystemen. Bei allen diesen Erörterungen standen jedoch, soweit sie überhaupt zwischen Grenzsaum und Grenzlinien schieden, der Naturgrenzsaum und die naturentlehnte Grenze im Vordergrund.³⁾ Für die geschichtliche Betrachtung bieten aber die künstlichen Grenzlinien, sei es, daß sie sich an Kulturwerke anlehnen oder bloß durch Vermarkung und etwaige Befestigung sichtbar werden, mindestens ebenso starke Anziehung, weil in ihnen das menschliche Wirken zum Ausdruck kommt, das den Gegenstand aller geschichtlichen Wissenschaft ausmacht. Ein Generalisieren der mannigfachen geschichtlichen Kräfte ist allerdings weit schwieriger als die Erkenntnis der natür-

¹⁾ Sieger in der Zeitschr. des Hist. Vereins für Steiermark 15 (gewidmet Joh. Loserth), 114 ff.

²⁾ Stolz, Geschichte der Gerichte Deutschtirols im Archiv für österr. Gesch. 102, 305 ff.

³⁾ Über die künstlichen Grenzen im Querschnitt der großen Alpen-täler und auf den Mittelgebirgsterrassen vgl. die kurze Zusammenfassung von Stolz a. a. O. 316.

lichen Regeln, aber es hieße auf geschichtliche Erkenntnis verzichten und die Erstarkung einer einseitig naturwissenschaftlichen Auffassung begünstigen, wenn nicht auch den künstlichen Grenzen ebensolche Aufmerksamkeit geschenkt würde wie den naturentlehnten und den reinen Naturgrenzen, wenn nicht auch die historische Betrachtungsweise an diesen Gegenstand herangebracht würde. Wirkt doch auch in der naturentlehnten Grenze eine Abstraktion mit und ist doch auch ihre Kenntlichmachung und rechtliche Festsetzung ein Werk des Menschen. Die geschichtliche Forschung muß daher die verschiedenen Arten der Grenze, welche von ihrer Nachbarwissenschaft bewußt geschieden wurden, wieder gemeinsam ins Auge fassen, um das große Stück politischer Arbeit zu würdigen, das die Menschheit in der Grenze geschaffen hat. Zu genauerer Kenntnis dieses menschlichen Anteils an der Grenzbildung dienen die an der Grenzlinie angebrachten Zeichen. Indem sich unsere Betrachtung diesen äußeren Merkmalen der Grenzlinie zuwendet, empfiehlt sich ein rückläufiges Vorgehen. Von den Merkzeichen und Bestandteilen der linearen Grenze sollen zuerst die jüngeren, dann erst die älteren besprochen, es soll Schicht für Schicht abgehoben werden, um zu dem ältesten Bestand zu gelangen.

Als die jüngste Art der Vermarkung sind diejenigen Marksteine zu nennen, die mit Wappen und Inschriften versehen sind. Die Grenzbeschreibungen verzeichnen etwas über dreißig Wappenzeichen, der Mehrheit nach aus Kärnten, wo die Reihe mit einem nach einer alten Wolfsbergischen Registratur von 1521 auf dem Carnadul, einem der Kalkgipfel südlich der Seisera befindlichen Stein beginnt, von dem es heißt „alda vor jahren in ein stain zwei schliessel kreuzweis eingehauen gewesen“.¹⁾ Solche Petersschlüssel oder bambergische Wappen sind dann auch 1589, 1643 und 1738 in der Nähe von Villach, Arnoldstein und Tarvis auf Marksteinen angebracht gewesen, in zwei Fällen zu-

¹⁾ W. 322, die „Registratur“ von 1521 liegt allerdings nur in einer Abschrift des 17. Jahrhunderts vor, ebenso die Beschreibungen von 1604 und 1585; in der jüngeren Überlieferung, von 1712, heißt es statt „vor Jahren“ bezeichnenderweise „vor villen jahn“.

sammen mit dem der angrenzenden weltlichen Herrschaft.¹⁾ Auch sonst scheinen die geistlichen Stifter diese Art, ihre Rechte zu kennzeichnen, begünstigt zu haben, wie denn in Steiermark das älteste Beispiel auf den Salzburger Erzbischof zurückgeht, dessen Wappen laut Zeugnis von 1543 einst in einer bei Deutschlandsberg als Grenzmarke dienenden Buche eingeschnitten gewesen war.²⁾ Daß der Burgfried des 1436 mit der niederen Gerichtsbarkeit ausgestatteten und bis 1783 bestandenen Benediktinerstiftes Ossiach größtenteils mit wappengeschmückten Marksteinen umgeben war, ist durch eine nachträglich aufgenommene Beschreibung bezeugt, die einen davon ausdrücklich als den „schönen Markstein“ hervorhebt.³⁾ In einer 1630 verfaßten Beschreibung des Burgfrieds von St. Paul wird nur bei dem erstangeführten Markstein gesagt, daß er „mit des gotshaus und der (anstoßenden) herrschaft Kholnitz wappen“ versehen war, aber auch von den weiteren vieren, die auf ihn folgen, ist Ähnliches anzunehmen.⁴⁾ Auf den Höhen ober dem Millstädter See gab es 1750 einen „gewappneten“ Stein, „darein beide der grafenschaft Orthenburg und des stüft Millstatt wappen gehauen“. ⁵⁾ Nach dem Admonter Konfinbuch von 1680 ist an der Straße, die von Admont nach Liezen führt (es muß gerade nördlich von dem jetzigen Bahnhof Selztal sein) „ein capitel gesetzt und darünnen gegen den Wolkenstainischen ldg. der Österreicher schilt und gegen den Admontischen hofgericht des stüfts wappen gemalt worden.“ ⁶⁾

¹⁾ W. 242, 304, 317 f., 331.

²⁾ MP. 247. Man wird die Anbringung dieses Wappens immerhin um ein oder mehrere Jahrzehnte vor 1543 zurückverlegen dürfen, da es in der Beschreibung heißt: „da vor zeitten ain puechn gestantn, in welcher unsers gnedigsten herrn von Salchburg (!) wappen ist eingeschnittn ghesn, da jetzund ain junge aichn stet.“ — Anbringung geistlicher Wappen auf Bäumen ergibt sich auch für das 17. Jahrhundert; die bei dem Landgericht der Dominikaner zu Pettau (MP. 363) in die Buche eingehauenen „insigl“ waren allerdings nur Buchstaben, aber von den an der Admont-Freisinger Grenze anzutreffenden Baummarken (MP. 35) gleicht die zweite dem Admonter Wappen.

³⁾ W. 232 f., Zur Geschichte des Burgfrieds s. Jaksch in Erläut. I 4, 96. ⁴⁾ W. 189. ⁵⁾ W. 254.

⁶⁾ MP. 31. Sonstige Wappensteine erwähnen die Beschreibungen des Bgf. Mürrzuschlag (MP. 52ff.), der Ldg. St. Lambrecht (MP. 149), Waldstein

Neben solchen künstlerisch gezierten Grenzzeichen standen wenigstens seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts viele andere, die nur zur Anbringung einfacher Inschriften dienten, gewöhnlich in der Weise daß sie die Jahreszahl der Vermarkung und die Anfangsbuchstaben von den Namen der aneinanderstoßenden Herrschaften oder Gerichte trugen¹⁾, manchmal wohl auch eine durchlaufende Zählung in Ziffern oder in Buchstaben.²⁾ Man darf keineswegs glauben, daß mit den in den Beschreibungen ausdrücklich erwähnten Inschrift- und Wappensteinen die Zahl der einst an den Gerichtsgrenzen aufgestellten Zeichen dieser Art erschöpft wäre. Tatsächlich findet sich an der Grenze des Stadtgerichts Wolfsberg an einer Stelle, wo die Beschreibung von 1697 bloß den „Markstein“ erwähnt, heute ein solcher, der mit den Anfangsbuchstaben der Gerichte (Ldg. Hartneidstein, Stg. Wolfsberg) und einer Jahreszahl versehen ist³⁾ und die 24 Marksteine, welche die Grazer Burgfriedsbeschreibung von 1749 aufzählt, ohne

(MP. 216, wo Ersetzung einer älteren einfacheren Bezeichnungsart erwähnt wird), der Stadt Radkersburg (MP. 322), der Ldg. Ober-Pettau (MP. 341 ff. u. z. mit Jahreszahl 1677) und Hausambacher (MP. 353), dann in Kärnten die des Marktes Feldkirchen, des Lg. Paternion und Bgfr. Federaun (W. 51, 297 f., 328); der letztgenannte bezeichnet die Landesgrenze zwischen Kärnten und Venedig. Ob die auf einem 1579 bezeugten viereckigen Markstein stehende „verzeichnus auf einer seiten des ldg. Obertrixen auf der andern seiten des purkfrids Töllerberg“ (W. 183) auf Wappenschmuck oder bloß auf Inschriften zu deuten ist, bleibt fraglich; ebenso was 1570 unter dem auf einem Markstein ersichtlichen „Glanekherischen gericht“ (W. 19) und unter dem eingehauenen „ldg. Himelweg“ und „purgfr. Veldkirchen“ (W. 231) zu verstehen.

¹⁾ Vgl. MP. 203, W. 13, 16 f., 98, 119, 239 f., 254 ff. 262 (wo die Bestreitung der Kosten durch beide Nachbarn vermerkt wird), 295 f. (sechs Steine mit Jahreszahl und Buchstaben WA), 309 (Kreuz mit „etlich Buchstaben“). Daß das Lesen und Deuten der Inschriften den Beschreibern manchmal Schwierigkeiten machte, zeigen die verschiedenartigen Formen, in denen die auf einer Felswand an der Grenze des Bgfr. Peggau eingehauene Inschrift „Khräz“ (Graz) wiedergegeben wird (MP. 165 f., 183 : Kradt, 205 : Krautstain, ebenda noch andere unerklärte Namen).

²⁾ Zählung der Steine von A bis J weist der Bgf. St. Georgen bei Hochosterwitz auf, W. 88 f.

³⁾ Diese Jahreszahl (W. 197 Anm. 2) ist allerdings jünger als die Beschreibung.

ein Wort von ihrem Schmuck zu sagen, trugen vielleicht sämtlich den prächtig aus dem Stein gehauenen Panther, den man heute noch bei mehreren von ihnen genau an der dort gemeldeten Stelle vorfindet.¹⁾ Es ist sehr begreiflich, daß die Herausgeber sich der zeitraubenden Aufgabe, dem Vorhandensein solcher alter Gerichtsgrenzsteine an Ort und Stelle nachzugehen nicht überall unterziehen konnten. In Kärnten sind wertvolle Ansätze dazu gemacht worden²⁾, eine Fortsetzung dieser Arbeit würde wesentlich zur Klärung der örtlichen Fragen und zur Befestigung der Kenntnisse über den einstigen Grenzverlauf beitragen, zugleich einer nicht unwichtigen Seite der Denkmälererhaltung dienen³⁾ und schließlich, was für die hier eingehaltene Betrachtungsweise am meisten ins Gewicht fällt, so gut es geht klarstellen, welchen Umfang denn diese mit den besten Mitteln und oft mit feinem Geschmack ausgeführte letzte Vermarkung der alten Gerichtsgrenzen da und dort erreichte. Man darf in den Ostalpen keineswegs bloß von Anläufen oder Versuchen reden, wie es für die bayrisch-tirolische Grenze mit Bezug auf Grenzsteine von 1577, 1676 und 1679 geschehen ist⁴⁾, viel eher von der vollkommensten letzten Stufe, welche nach einer langen Reihe vorausgegangener Grenzbezeichnungen erreicht wurde.

Neben und vor den Wappen und Inschriften gab es im ganzen Land eine ungezählte Menge einfacherer Steinzeichen: Marksteine, auf welchen bloße Kreuze oder auch

¹⁾ MP. 175 ff.; dazu Pscholka in der Ztschr. des Hist. Vereins f. Steiermark 10 (1912) 33 ff. mit Abbildung von zweien. Gut erhalten ist nach freundlicher Mitteilung von Prof. W. Schmid (vergl. auch Festgabe für Luschin, 1921 S. 34) das bei MP. 232 zu 1625 erwähnte „Leibnitzer creuz“, vergl. 1771, MP 245 „landgerichtscruz“.

²⁾ Vgl. was Wutte S. 108, 110, 156, 175 f., 184, 197, 232, 241, 310 und 317 in den Anmerkungen auf Grund örtlicher Erhebungen gebucht hat.

³⁾ Auf diese Seite der Sache ist schon in den Mitt. des Inst. 30, 604 hingewiesen und dort sind auch einige Beispiele zusammengestellt worden, vergl. auch die an den Stadtrat Graz gerichtete Mahnung von Pscholka a. a. O. S. 51.

⁴⁾ Maull, Die bairische Alpengrenze S. 108 f.; die Annahme, daß nur die Almregion solche Zeugnisse bewahrt, die Täler aber sie durchwegs wieder vernichtet hätten, trifft gewiß nicht zu.

andere Zeichen, Sterne, schiefe Kreuze, ein Sporn, ein Ochsenfuß oder ein Gaisfuß ausgehauen waren¹⁾, ein Markstein mit einem eisernen Ring²⁾ und sehr zahlreiche freistehende Kreuze oder Kreuzsäulen, die wir uns als gemauert, aus Stein gehauen, geschmiedet oder für die ältere Zeit auch aus Holz geschnitzt und gezimmert denken können.³⁾ In sehr vielen Fällen hat man sich das Aufstellen besonderer Zeichen dadurch erspart, daß der anstehende Stein oder große Geröllblöcke, deren Fortbewegung nicht zu erwarten war, mit eingehauenen Zeichen versehen wurden; so finden wir denn auf Felsen, Steinwänden oder „Wandeln“, „Steinkofeln“, auf „lebendigen Steinen“, „Legerlingsteinen“ und dgl. im Gebirge allerorten Kreuze als Grenzmarken, in sehr früher Zeit (1503) auch Kreuze mit Hufeisen⁴⁾ so, wie man ja später auch Inschriften an solchen Stellen anbrachte. Eine ebenso große Rolle in der Bezeichnung der Grenze spielen die Bäume. Mit Kreuzen gemerkte Bäume trifft man in großer Zahl, Buchen und Eichen, aber auch andere Baumgattungen dienen diesem Zweck; noch im Jahre 1771 bestand von den 57 Markzeichen, die den Bgfr. Mürrzuschlag umgaben, gerade die Hälfte aus mit Kreuzen bezeichneten Lärchen, Föhren, Tannen, Ahornen, Eschen, Albern (Pappeln) und Buchen. Man schlägt die Marken in das Holz⁵⁾ oder hackt die Kreuze hinein.⁶⁾ Die Verwendung von Bäumen zur Anbringung von Grenzzeichen war auch der antiken Welt bekannt, sie lag aber auf der anderen

¹⁾ Für Marksteine mit dem einfachen Kreuz gibt es sehr viele Belege, die hier anzuführen unnötig ist; für die absonderlichen Zeichen W. 48, 71, 205, 321, 325; dagegen braucht der große Grabenstein, „so man den gaisstein nent“ (W. 140) ebensowenig bezeichnet gewesen zu sein, wie der Wolfstain (W. 231) und der „Schuech“ (W. 246). Ein Felsen mit eingehauenen Sternen bei Cilli, MP. 397.

²⁾ W. 109, vergl. dazu unten über die Benaglung der Baummarken.

³⁾ Man vergl. das „weiße Kreuz“ und die „Bilsäul das schwarze Kreuz genant“ W. 310, 318; „ein stain darauf ein eisenenes creuzlein“ W. 331; bezeichnend ist, daß ein hölzernes Kreuz im Ldg. Himelberg 1570 durch einen wappen- oder inschriftgeschmückten Stein ersetzt (W. 231), ein anderes hölzernes nur wegen eines an jener Stelle geschehenen Totschlags errichtet wurde (W. 312). Über Verwendung einer antiken Säule als Bgfr.-Grenzpunkt bei Schwanberg, Pirchegger, Gesch. der Steiermark 1, 53.

⁴⁾ W. 209. ⁵⁾ MP. S. 6 Anm. 31, S. 22 ff. usw. ⁶⁾ MP. S. 383.

Seite so nahe und ist im innern Deutschland vielfach so früh bezeugt, daß es schwerlich angeht, aus ihrem Vorkommen in den Ostalpen auf römische Herkunft dieser Bezeichnungsart zu schließen.¹⁾ Viel merkwürdiger ist, daß in gewissen Teilen der südlichen Steiermark auch die gleichfalls schon bei den römischen Fachschriftstellern²⁾ nachweisbare Sitte des Benagelns der Markbäume vorkommt. Bei der Begehung des Landgerichtes der Minoriten und Dominikaner zu Pettau, die im Juli 1688 stattfand, ist darauf genau geachtet worden. So erfahren wir denn zuerst (MP. 363) von einem Holzapfelbaum, „in welchen zwei sichtbare nägl geschlagen zu finden“ waren, welche die Buchstaben der aneinander grenzenden Gerichte getragen haben sollen, weiterhin von einem Birnbaum mit Rainkreuz und Nagel und einer Buche mit drei Rainkreuzen, „in einen ist ein nagl zu sehen“ (MP. 369), dann beim unteren Amt Pettau von einem niedergehaunten Eichbaum, wovon „des herrn grafen von Thurn pergsuppan. . den march-nagl, so in den creuz gefunden, in henden hat“ (MP. 371), und schließlich knapp beisammen von einigen Eichen und einer Buche mit Kreuz und Marchnagel, wobei einmal vermerkt ist, daß der Nagel „ohne cappen“ gefunden wurde (MP. 372 f.). Die zuerst genannten Obstbäume mögen nicht so alt gewesen sein wie die Eichen und Buchen, und der Umstand, daß nur bei zwei Bäumen einer besonderen Bezeichnung der Nägel mit Buchstaben gedacht wird, läßt vermuten, daß in diesen Fällen jüngere Zutaten vorlagen. Aber es geht deshalb doch nicht an, der ganzen ungewöhnlichen Erscheinung überhaupt ein höheres Alter abzusprechen. Sie begegnet uns nochmals im äußersten Süden der Steiermark bei dem Landgericht Rann, an dessen Grenze eine Beschreibung des 16. Jahrhunderts (MP. 417) eine mit einem Erdhügel umgebene Eiche anführt „darein geslagen sein zwen

¹⁾ Mit Rudorff, *Gromatiche Institutionen* in „Schriften der römischen Feldmesser“ hrsg. von Blume, Lachmann und Rudorff 2, 267f. und den im *index verborum* 2, 483f. gesammelten Belegen vgl. etwa die Hammelburger Grenzbeschreibung um 820 (jetzt bei Stengel UB. des Klosters Fulda 1, 154) oder DH. I 35 und DH. II 350.

²⁾ *Schriften der römischen Feldmesser* 1, 44 Z. 18, darnach 1, 75 Z. 11.

groß eisnein negl oder zend von ainer egen“. Dem, der das schrieb, war die Sache offenbar fremdartig; es werden eben Marchnägel gewesen sein, und es verdient Beachtung, daß sowohl Rann als die Pettauer Gegend zum alten salzburgischen Besitz gehörten. Vielleicht hängt es übrigens mit derselben Sitte zusammen, daß im Umkreis des Ldg. Burgamt Villach, nächst der „Windischen Höhe“ um 1580 in einen Lärchenstock ein eisernes Kreuz gesteckt war (W. 309). Es sind wenige Beispiele für solche arbores clavicatae vorhanden, am längsten bekannt ist das in der um 850 zu St. Calais (dép. Sarthe) gefälschten Merowinger-Urkunde, die in ihrer Grenzbeschreibung zweimal die angeblich auf Befehl des Königs in die Bäume geschlagenen Nägel erwähnt¹⁾, aber zwischen ihm und den südsteirischen ist ein unmittelbarer Zusammenhang nicht zu denken. Entweder gehen sie beide auf antike Grundlagen zurück²⁾, was bei der starken Besiedlung des Draufeldes in römischer Zeit wohl denkbar wäre, oder die Sitte ist, wenn man nicht zufällige Uebereinstimmungen annehmen will, durch die organisatorische Tätigkeit der Kirche aus dem westlichen fränkischen Reich an dessen Südostgrenze verpflanzt worden.³⁾ Nicht so weit brauchen wir bei dem alten Worte auszugreifen, mit dem die Grenzzeichen in einzelnen von unsern Quellen bezeichnet sind. In der Friesacher Burgfriedbeschreibung von 1620 gelangt man „auf einen pichl an der rechten seiten des weegs“ zu einem Markstein, „in welchen 3 creuz und

¹⁾ Grimm, Kl. Schr. 2, 43 führte es als echt zu 528 an, wie auch Karl Pertz das Stück als n. 2 in die Ausgabe der Merowingerurkunden aufnahm. Seither ist es durch Sickel und Stumpf in ihren gegen Pertz gerichteten Schriften und ausführlich durch Havet in der Bibliothèque de l'École des chartes 48, 24 ff. als Fälschung dargetan, ebda. 48, 211 der beste Druck.

²⁾ Solche Wurzel für die Baumzeichen überhaupt anzunehmen, ist Dopsch, Wirtschaftl. und soziale Grundlagen 1, 364 geneigt; in bezug auf die benagelten Bäume wäre sie ganz besonders wahrscheinlich.

³⁾ Levec, Pettauer Studien in den Mitt. der anthropologischen Gesellschaft 1898, 1899 und 1905 berücksichtigt für die Fragen der Besiedlung zwar jene geschichtlichen Wirkungen, scheint aber die eigenartige Grenzmarkierung nicht bemerkt zu haben.

3 lukhen gehauen“ und beim Ldg. Glanegg lag 1570 gleichfalls neben dem Weg ein Markstein „genannt bei den Siben Luckhen“ (W. 42,49). Zweifellos handelt es sich hier um dasselbe Wort, das in der Zusammensetzung mit Baum so häufig vorkommt und geradezu als incisio „arborum“ übersetzt wird.¹⁾ Ergibt sich aus unseren Stellen, daß dasselbe Zeichen, vom Kreuz deutlich unterschieden, auch auf Steine gesetzt werden konnte, so hindert das nicht anzunehmen, daß es auch hierzulande wie sonst auf dem Holz angebracht wurde; und so mag es vielleicht auch hierher gehören, wenn in einer St. Pauler Grenzbeschreibung von 1630 eine Eiche vorkommt, „in welcher bei der erden ein loch gehackt.“²⁾ Sehr altertümlich mutet auch der „eiserne Wecken“ an, der nach übereinstimmendem Zeugnis der 1600 und 1767 aufgenommenen Beschreibungen von Lind und Greifenburg (W. 210, 212 und 213) an der Grenze dieser beiden Gerichte stand³⁾; er findet seine Seitenstücke bei Bacharach am Rhein in dem „wissen waken, den man den Samstein nennet“ und dem „grossen wacken“, der dort „der herren geriechte scheidet“ (beides schon 1386), und den „wysen wacken“ oder „wyswacken“ mehrerer Weistümer aus der Moselgegend⁴⁾,

¹⁾ Grimm, Kl. Schriften 2, 43, wo auch die Anbringung auf Steine und Felsen offen gelassen ist, Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 2⁴, 72 ff., Rübel, Die Franken S. 32 Anm. u. ö.

²⁾ W. 189=österr. Weistümer 6, 534 Z. 32, wo jedoch statt „bei“ wohl nur irrig „in“ gesetzt ist. Wenn Schönbach in dem diesem Weistumsband beigelegten Glossar S. 618 „loch“ nicht berücksichtigt, so sind daran vielleicht die unmittelbar folgenden Worte des Textes „oder in zwen stamen zertailt“ schuld, die ihn an ein Loch im nhd. Sinn denken ließen; ich vermute aber, daß diese nur als mißverständliche Erklärung eingedrungen sind, und daß die Eiche mit dem „loch“ in demselben Gegensatz zu der vorhergehenden Eiche mit dem Kreuz (S. 534 Z. 30) steht, wie die drei Lukhen und die drei Kreuze auf dem Friesacher Markstein (W. 42). Ob etwa auch MP. 150 „bis zu der lukhen an den Schober“ und MP. 439 „untz an die löcher“ hierher gehören, weiß ich nicht.

³⁾ Wutte erklärt S. 210 Anm. 14, 212 Anm. 2 nur die Form, indem er „Keil“ beifügt. Sollten etwa auch die „falcken“, die an der Grenze des Ldg. Lind „etwan gestanden sint“ (W. 212 f.) mit entstellten „lucken“ oder „wecken“ zusammenhängen?

⁴⁾ Grimm, Kl. Schriften 2, 42 und Grimm, Weistümer 2, 214, 216, 220, dann 2. 317, 454, 471.

berührt sich also, wenngleich von Eisen hergestellt, mit den „aufgeregten steinen“, wie sie auch an der Grenze des Burgfrieds Steuerberg noch um 1616 vorkommen (W. 235); einfache, fest in den Boden eingerammte künstliche Zeichen von vorchristlicher Form, die wir als eine der ältesten Schichten von Grenzmarken kennen. Sie legen es nahe, auch der Grenzlinie, die von einer Marke zur anderen zieht und nach den oben angestellten sprachlichen Beobachtungen (vgl. S. 16) aus den Zeichen entstanden sein dürfte, hohes Alter zuzuschreiben, und im gleichen Sinne wirken andere sehr merkwürdige, von Grimm gebührend betonte, aber bei den neueren Betrachtungen über die Grenze, soviel ich sehe, nicht beachtete Erscheinungen.

IV. Götter und Heilige.

Grimm meinte bei den Germanen eine doppelte Art der Landteilung wahrnehmen zu können, eine natürliche und eine künstliche, die aber nach ihm beide mit mythologischen Vorstellungen in Zusammenhang standen: er vermutete, daß Donar der Schutzgott der älteren, Wuotan der einer etwas jüngeren Teilungsart gewesen sei, und er nannte diese jüngere, bei der es nach Art der römischen Feldmeßkunst auf die Weltgegenden ankommen sollte, die „Sonnenteilung“, rechnete dagegen zur älteren die „Hammerteilung und alles, was ihr ähnlich ist“. Dabei ist es schon ihm widerfahren und aufgefallen, daß er im „inneren Deutschland“, das von der Hammerteilung Beispiele „in Ueberfluß darreicht“, für jene jüngere Art keine deutliche Spur nachzuweisen wußte.¹⁾ Mit den Grenzbeschreibungen der Gerichtsbezirke von Kärnten und Steiermark verhält es sich ebenso. Sie machen von den Weltgegenden erst seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts etwas reichlicheren Gebrauch; erst seit 1775 findet man „gegen Mittag“, „gegen Mitternacht“, „gegen Aufgang“ und „Niedergang“ (W. 39 f., 159, MP. 67 f., 117), dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch die neuen Bezeichnungen „nördlich“, „südlich“, „gegen Osten“, „gegen Südost“ usw. (W. 21 f., 133 f., 327) und 1803 sogar recht genau „etwas seitwärts zwischen der mittag- und abendlinie“ (W. 233.) Allein

¹⁾ Grimm, Kleinere Schriften 2, 47 ff., besonders 53.

das muß erst durch bessere Schulen ins Land hineingetragen worden sein, Beschreibungen des 17. Jahrhunderts scheiden gelegentlich zwischen „sunhalben“ und „schatthalben“ (MP. 43), oder sie trennen „die pidmärcher in der schadseiten“ von denen „sunseitenhalber“ (W. 216) und erwähnen bei außergewöhnlicher Ausführlichkeit (etwa bei der Herrschaft Paternion, wo auch einer an der Grenze gelegenen Höhle gedacht wird, in der „wenigst 15 personen ort haben“, W. 294) die volkstümlichen Namen der Haupttrichtungen, davon abgesehen aber verzichten sie gänzlich auf wissenschaftliche „Orientierung“.

Kann also von „Sonnenteilung“ hier gewiß keine Rede sein, so findet sich dagegen eine stattliche Zahl von merkwürdigen Belegen für das, was Grimm die Hammerteilung nannte. Der Meister der germanischen Altertumsforschung hatte diese Erscheinungen eifrig im Auge behalten, so daß die Nachweisreihe, die er im Jahr 1828 in seinen Rechtsaltertümern vorlegte, in der auf Grund seiner eigenen Nachtragssammlungen besorgten 4. Auflage um mehr als das Drittel gewachsen ist. Trotzdem bieten unsere steirischen und kärntnerischen Quellen Ergänzungen¹⁾, die nicht bloß als Zeugnisse für die weite Verbreitung und andauernde Erhaltung dieser Grenzgebräuche, sondern auch für ihre Entwicklung von Wert sind. Sie seien zunächst, nach der örtlichen Lage geordnet (Nr. 1 bis 9 aus Steiermark von der Nordostecke bis zu den südlichen, jetzt verlorenen Landesteilen, 10 bis 13 aus Kärnten, von Ost nach West fortschreitend) im Anschluß an die Ausgaben von Mell-Pirchegger und Wutte kurz vorgeführt:

1. Berainung des Ldg. der Stadt Friedberg, MP. 283, vorher Österr. Weistümer 6, 88 (16. Jahrhundert):
von Minichkirchen auß auf den Harperg, nach dem Harperg in hab²⁾ wiß regenwasser scheidt zum kreuz und da selbst hat ein richter zu greifen in für,

¹⁾ Für Niederösterreich s. die Ausgabe von Winter (=Österr. Weistümer, gesammelt von der Akademie der Wissenschaften 7, 8, 9 und 11) 1, 267. 543; 2, 10 ff.; 3, 553; 4, 165, 215, 300; für Salzburg vgl. eine Stelle der Hüttensteiner Rügung, Salzburgische Taidinge (= Österr. Weistümer 1), 170, 37.

²⁾ Vielleicht zu verbessern *inhalt*.

also weitt ein schmidt mit einem hamer mag werfen, nach dem Harperg wiß regenwasser schaidt herab in die Scheffer....

2. Ldg. Rötelsstein, dem Frauenstift Göß gehörig, MP. 206, vorher Österr. Weistümer 6,308 (von 1459):

darnach hat er (d. h. unser lantrichter) zu richten von den creiz zu Fronleiten auf der straßen und so weit davon auf baid seiten, als einer mit ainem gefüegen beschlachhamer mit den zenden werfen möcht, und wert hinab biß an die stainwant auf die maur zu dem ersten creiz im Padl...

3. Burgfr. des Markts Frohnleiten (Ende des 16. Jahrhunderts) MP. 208:

von solchen weeg und straßen hat ain marktrichter zu Franleuten hinauf nach ainer jeden mallefizpersannen zu greifen, soweit er mit ainem bschlaghamer aus dem mund von dem weeg hinauf werfen mag, u. demselben weeg aus zu dem Schalliezcreuz an das pächl...

4. Freiheit des Stiftes Göß zu Gams (1459), MP. 210, vorher Österr. Weistümer 10, 182:

Mer hat die frau abtessin dise freihait, wo etwo eine solche (d. h. eine an den Landrichter zu Rötelsstein auszuliefernde) person auskamb oder entginnge frei¹⁾, nachzekumen der landstraßen nach.. auf Freuleuten miten durch den markt und enterhalb und herender der straßen, sover ainer ungeverlich mit ain gefiegen beschlaghamer werfen kund, wann er im in munt oder in zenten hat und zwischen der pain durch, und der landstraßen nach unz in die Padlmauer.

5. Bgfr. der Ämter Pack, Hirscheck, Modriach (westl. Voistberg an der Kärntner NO. Grenze, 1616) MP. 230:
alles dem wasserfall nach und gewert durch aus für

¹⁾ Vielleicht zu verbessern „ihr“. Die Herausgeber fügen ein? bei, mir scheint es entbehrlich, sobald man den Beistrich darnach setzt und nicht davor.

dem Schlairprunn ungefärllich eines stainwurfs
ferrer hinaus und darnach an dem Schreffelhof. . .

6. Grenzbeschreibung der Ldg. Mahrenberg und Remsch-
nig an der Kärntner Ostgrenze (Urk. v. 1459) MP. 378,
vorher Fontes rer. Austr. II, 39, 430:

Und wann ainer stee in derselben straß auf der
obern laist gegen dem Remsnigk werts mit ainem
fuß und alsverr derselbe mit ainer hamer-
haken, die zu ainem weinwagen gehört, auf-
wärts gen dem Rembsnigk gewerfen mag, das-
selb gericht gehöre auch gen Mernberg und das
ander an dem Remsnigk.

7. Ldg. Marburg (Auszeichnung von 1526 im Stadtbuch des
16. bis 17. Jahrhunderts) MP. 302:

auf halbe prugken und soweit daruber, als verr
man mit ainem stachl schießen mag.

8. Beschreibung des Ldg. im Obern Amt der Minoriten
und Dominikaner zu Pettau (1688) MP. 366:

da fangt ein pächl an, wird genant Teufelspächl
und schaidet und geht ganz hinunter bis zu dem
Turnischstain und nah vor den Turnischstain (so wird
es genant) umb ein stainwurf weit, alsdan wendet
sich über das pächl und geht in berg hinauf. . . .

9. Ldg. Hoheneck (nördl. v. Cilli, 1524) MP. 414:

und weitter nach der straßen auf bis zum Heiligen-
creuz geen Gonabitz werts und, als weit man ober-
halb der Enng mit ainem hamer auf baide
seiten werffen mag.

10. Bgfr. Neuhaus (im Ldg. Bleiburg, Ostkärnten, 1571)
W. 33:

Die überantwortung der malefitzigen personen aus
dem bgfr. Neuheusl an das Pleyburgisch ldg. solle
auf zwaien orten, nemlich bei der Stahorthurt und
beim Puellacher creutz, dergestalt gebreuchig sein,
das man den schlüssl zur kirchen Neuheusl gehörig
mitnimbt und die malefitzperson zum pidmarchort
fuert, daselbst würft man den kirchenschlüssl
über das pidmarch ins landgericht, so weit und

ferr¹⁾ einer mag, und die malefitzperson wiert mitterweil ledig gelassen, bis solang der schlüssl auf die erden gefallen, alda mues das ldg. warten, erwischen si die person, so fuern sys mit ihnen, entrint er ihnen aber widerumb zurug in bgfr., so fuerts der bgfridsherr mit ihm und ist si ferrer vor 14 tagen ins ldg. nit schuldig zu antworten.

11. Bgf. Dietrichstein (im Ldg. Glanegg, 1572) W. 53:
ist das gericht neben der Glan ein stainwurf hindan des fürsten . . von Pambergs gericht.
12. Bgf. Pfannhof (Ldg. Kreig-Nussberg, 1573) W. 119:
Der adelich ansitz Pfannhof genannt hat . . ainen purgfrid, welichen weiland kaiser Fridrich dahin aus gnaden gegeben, namblich soweit man mit ainem armprust von der mauer an in die runde herumb schiessen und geraichen kann.
13. Bgf. Biberstein (Ldg. Himmelberg, 1514) W. 232:
Kaiser Max gibt dem Wolfgang von Bibrach zu dessen Schloß Biberstein einen Bgfr. „nemlich ainen armbrustschuß weit und prait allenthalben darumb“.

Von diesen 13 Fällen hängen 2, 3, 4 sachlich und örtlich aufs engste zusammen, so daß sie nur ein Zeugnis bilden. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist, daß der Hammerwurf hier nicht mit der Hand, sondern mit dem Mund, aus den Zähnen, erfolgen soll, eine schier unerfüllbare Bedingung, die jede nennenswerte Wurfweite ausschloß. Die erschwerenden Bedingungen, an die der Wurf auch sonst oft geknüpft wird, der Wurf zwischen den Beinen durch, der übrigens in 4 auch nicht vergessen ist, der unbequeme Standort des Werfenden, das Anfassen des rechten Ohrs oder irgendeines Gegenstands mit der Linken²⁾, sind hier auf die Spitze getrieben. Das ist aber nicht Willkür, es hängt mit dem Wesen der hier zu umgrenzenden Gerichtsrechte zusammen; sie er-

¹⁾ Man beachte die an alte Rechtssprache erinnernde Tautologie, Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I⁴, 19 ff.

²⁾ Vgl. Grimm, Rechtsaltertümer I⁴, 93 und Gierke, Humor im deutschen Recht S. 43 f. u. ö.

strecken sich ja auf der Straße¹⁾, und es ist ganz begreiflich, daß es dem Gerichtsbeamten, der nur auf der Straße den Flüchtigen zu verfolgen hat, möglichst erschwert werden muß, nach der Seite auszugreifen. Sonst handelt es sich um regelrechtes Werfen mit der Hand, sei es daß dabei ein Hammer oder eine Hammerhake (1, 6, 9), ein Stein (5, 8, 11) oder in merkwürdiger christlicher Umformung der heidnischen Sitte ein Kirchenschlüssel (10) zur Verwendung kommt; nur das junge Landgericht der Stadt Marburg (7) und zwei erst gegen Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstandene Burgfriede (12, 13) werden durch den Armbrustschuß begrenzt. Wurf und Schuß dienen also in allen diesen Fällen dazu, die Ausdehnung gerichtlicher Rechte festzustellen. Rein äußerlich genommen möchte der Vorgang sich etwa mit den Fragen der Wurf- und Schußweite und mit der Größe des bestrichenen Raumes vergleichen lassen, deren genaue Erörterung in Ballistik und Poliorketik vielleicht auch für die Terminologie der Grenze nicht ganz ohne Ertrag wäre. Näher liegt hier die Frage, ob etwa eine Verwertung des Hammerwurfs für die Erkenntnis des Grenzzaumes und seines Verhältnisses zur Grenzlinie zulässig sei. Denn der Raum zwischen dem Standpunkt des Werfenden und dem Niederfallen der Waffe oder des Geschosses ließe sich als ein Grenzzaum auffassen, der sich der Grenzlinie vorlagert²⁾, von der Grenzlinie selbst unterschieden durch seine Räumlichkeit und durch seine Beweglichkeit³⁾; gleichwie der peripherische Saum eines Staatsgebietes von dem Wirken und dem Ansehen des Staates, so hängt hier von der Kraft und dem Geschick des Werfenden die Breite des Saumes und die Entfernung der außen verlaufenden Abstandsgrenze⁴⁾ ab; und indem die Tragweite verschieden ausfällt, ergibt sich auch eine Übereinstimmung mit den zonalen Verbreitungsgrenzen⁵⁾, innerhalb deren sich Naturerscheinungen wie der Wald oder die

¹⁾ Über Straßengerichte s. Jaksch in den Erläut. z. hist. Atlas I, 4. S. 14f. und W. 126, 314, 340, wo aber kein Hammerwurf vorkommt.

²⁾ Über den „extremen Fall“ einseitiger Lage des Saumes, der also hier zuträfe, vgl. Sieger in der Zeitschr. f. Erdkunde 25, 55.

³⁾ Sieger a. a. O. 24, 508.

⁴⁾ Sieger a. a. O. 24, 516. ⁵⁾ Sieger a. a. O. 25, 505.

Firnbildung und menschliche Vorgänge in Sprache, Siedlung, Wirtschaft oder Lebensart ausdehnen und bis zu völligem Verschwinden abschwächen. Im Gegensatz zu anderen Arten des Saumes besitzt der durch Wurf oder Schuß erzeugte nicht bloß eine tatsächliche, sondern auch eine rechtliche Bedeutung, wie sie sich vorzugsweise an die Grenzlinie anschließt: aber es fehlt ja auch sonst nicht an Grenzsäumen von rechtlicher Kraft, wie etwa der Zollgrenzbezirk ¹⁾, die Interessensphären der Kolonialmächte oder die im Grenzsaum größerer Staaten sich entwickelnden kleineren Staatsgebilde bezeugen. ²⁾ In ganz besonderem, fast handgreiflichen Sinne zeigt dieser Wurf-Grenzsaum, was Ratzel als allen Grenzen gemeinsam dartat, daß er ein Produkt der Bewegung sei ³⁾, in jedem Einzelfall wird er durch neuerliche Anwendung der Wurf- oder Schußbewegung neu erzeugt und, wo die Bewegung stille steht, dort endet der Grenzsaum; mit unerwarteter Anschaulichkeit käme also symbolisch, wie es gleichfalls Ratzel als die Eigenheit aller Grenzziehung gerühmt hat ⁴⁾, in diesem germanischen Mittel des Wurfes die innerste erst von der neuen Wissenschaft enthüllte Natur der Grenze zum Ausdruck.

Für theoretische Erörterungen über den Begriff des Grenzsaumes mögen also auch die verschiedenen Beispiele des Hammerwurfs, die Grimm zu sammeln anfang und die wir hier vermehrten, nicht ganz wertlos sein. Für das historische Verhältnis zwischen Saum und Linie, von dem oben S. 16 ff. gesprochen wurde, kommen sie nicht in Betracht. Dort war von dem breiten Gürtel der Mark die Rede, an dessen Stelle die Linie tritt; im Vergleich dazu sind die bestrichenen Räume des Hammerwurfs jederzeit, auch dort, wo sie nicht durch übermäßig erschwerende Bedingungen eingeschränkt werden, von geringer Tiefe und Breite. Historisch genommen sind sie nicht Vorgänger der Linie, wie jener breite Gürtel, sondern nur Beispiele dafür, wie auch nach Festsetzung der Linie örtliche Schwankungen unvermeidlich sind und wie sich das Rechtsgefühl mit diesen

¹⁾ Maull, die bayrische Alpengrenze S. 93 f.

²⁾ Sieger a. a. O. 25, 57 f.

³⁾ Ratzel a. a. O. 540. ⁴⁾ Ratzel a. a. O. 539.

Schwierigkeiten abfindet. An Feststellung einer mathematischen Linie kann ja auch heute bei der Grenzziehung häufig nicht gedacht werden, noch viel weniger war diese Forderung im Mittelalter und den nächsten drei Jahrhunderten bei unvollkommenem Stande der Vermessungskunst, auf schwierigem Gebirgsboden durchführbar. Eine gewisse Freiheit in der Auffassung des Grenzverlaufes auf den Almböden und in den Felsen des Hochgebirgs war unvermeidlich, ein mäßiges Hinüber- und Herübergreifen der Ansprüche, auch ohne besondere wirtschaftliche oder politische Absicht ganz selbstverständlich. Der Dompropst Maximilian von Seckau hat durch ein paar lateinische Worte, die er in seine im Jahre 1665 verfaßte Grenzbeschreibung einschob (MP. 102), verraten, wie im Grunde jeder in solcher Lage gedacht haben wird: „gehet die Seccauische iurisdiction in allen und jeden nach der wassersag aus und aus, excepto quod incerto loco nostra Seccaviensis venatio sit amplior als die wassersaag auszeiget“. Gilt das zunächst ausdrücklich nur von der Jagd, so ist doch das Vorhandensein der Unsicherheit über den Grenzverlauf deutlich zugegeben. An Stellen, wo sich solche Schwierigkeiten der Durchführung aus der örtlichen Lage öfter entwickeln mußten, fand man in alten Bräuchen geeignete Regeln, um sie zu lösen. Hierher gehören die oben erörterten Mittel des Hammerwurfs, aber auch die Fälle der „Berührung“, welche Grimm in besonderer Reihe an sie anschloß. Auch hier gestatten unsere Quellen einen Nachtrag zu seiner Sammlung, bei dem die enge Übereinstimmung mit westdeutschen Beispielen zu beachten ist.

14. Ldg. Waldstein (nördlich von Graz, 1630) MP. 216:
 facht sich des landgerichts pidmarch an bei dem
 Khuglstein an der Klaußen . . und hinein auf die
 Muhr, alsweit als ainer auf ain roß mag
 geraichen mit ainen raißspieß.

Das berührt sich genau mit Bestimmungen, die am Rhein im 14. und 15. Jahrhundert bezeugt sind; die Begrenzung war schärfer als die mit dem Wurf zu erreichende, aber doch nicht unabhängig vom Willen und der Kraft des Reiters. Sehr genau begrenzt ist, was über gegenseitiges Überschreiten der

Gerichts- und Landesgrenze zwischen Salzburg und Kärnten in einem ausführlichen Weistum niedergelegt ist:

15. Ldg. Oberfalkenstein (Kärnten, 1514) W. 263:

das der kgl. mt. pimark get hinauf bis auf den Khorntawern auf alle höch, und ob die herschaft ein ublthäter hat und entgien(g) in auf den Thawren... und im nacheilet, und begriff in ein(er) drei schritt von der höch hinab, hat des die herschaft von Valkhenstein fueg und recht, und obs des von Salzburg richter ainem nacheile(n)t herüber auf alle höch kämen, so mag des von Salzburg richter auch heruber greifen zwen schritt, nit mer.¹⁾

Und doch würde auch bei einer solchen hochalpinen Gerichtshandlung in der Ausführung der Streit kaum ausgeschlossen gewesen sein. Überhaupt ist die wirkliche Anwendung der Regel in allen diesen Dingen, wie Grimm treffend aussprach²⁾, sehr zweifelhaft, und ihr eigentümlicher Wert liegt nicht in den Zeitangaben der Quellen, sondern in den Spuren des Alters, nicht in der Größe des gewonnenen Maßes, sondern in der Art seiner Ermittlung. Mit Recht hat Grimm den Hammerwurf auf den Hammer des starken Germanengottes Thor zurückgeführt; dieser Hammer ist in der Sage als Mittel von Weihehandlungen bezeugt, seine heilige Kraft geht auch auf den geworfenen Stein und auf andere zum Wurf oder Schuß geeignete Waffen und Geräte über und ihr Auffallen auf die Erde bezeugt und erzeugt die Grenze. Es ist merkwürdig genug, wie diese Gedanken im deutschen Südosten bis ins 17. Jahrhundert (s. oben Nr. 5, 7, 8, 14) im Rechte fortleben, am merkwürdigsten aber wohl, wie die Waffe des Heidengottes zum christlichen Abzeichen wird, denn der Kirchenschlüssel von Neuhaus zwischen Bleiburg und Unterdrauburg in Kärnten, oben Nr. 10, spielt ganz die gleiche Rolle bei der Auslieferung eines Übeltäters wie der Hammer zu Lichtensteig im Kanton St. Gallen und

¹⁾ Zu dem der deutschen Rechtssprache genau entsprechenden verneinenden Schluß vgl. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I⁴, 37 ff.

²⁾ Grimm a. a. O. 91 und 152.

der geworfene Stein im Dorfe Nennig an der Mosel.¹⁾ Die Verschiedenheiten, die sich dabei herausstellen, sind nicht von wesentlicher Bedeutung²⁾; nicht wirklich geübt, sondern nur im Gedächtnis der Menschen fortlebend verwischt sich das Bild hier so und dort anders und es entfallen Glieder, die zum Verständnis der Handlung gehört hätten.³⁾ Der ursprüngliche Sinn des Ganzen mag etwa der gewesen sein, daß es dem Übeltäter gestattet wurde, sich durch das glückliche Zurückholen des Wurfgeschosses eine neuerliche Schutzfrist zu verdienen, und daß ihm zu diesem Zweck, solange der Flug dauerte (nur unsere Kärntner Stelle drückt das deutlich aus) und soweit er reichte, Sicherheit vor den Verfolgern gewährt wurde. Denn erst durch das Zurückholen des Hammers, Steines oder Schlüssels, von dem keine der Quellen spricht, das aber gerade bei einem so wertvollen Gerät wie dem Schlüssel selbstverständlich beabsichtigt werden mußte, wird die Beziehung zu Thor vollendet, in dessen Sage das Wiedergewinnen des verlorenen Hammers ein tragisches Moment bildet. Jedenfalls bestimmt der Wurf eine, wenn auch nur für den Augenblick anerkannte Rechtsgrenze, und es ist höchst bezeichnend, daß diese Kraft von der heidnischen Götterwaffe auf den Schlüssel der Kirche übergegangen ist.

Sollte diese Verwandlung sich wirklich nur in dem einen, uns schriftlich bezeugten Fall ereignet haben? Das ist bei einem auch in der Schweiz und in Westdeutschland nachgewiesenen Rechtsbrauch von vornherein äußerst un-

¹⁾ Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer I⁴, 79 n. 6 und 89 n. 57. Von Verwendung des Schlüssels zum Werfen kannte Grimm gar kein Beispiel, er führt S. 243 f. nur solche an, die ihn als Zeichen hausräuberlicher Gewalt erscheinen lassen.

²⁾ In Lichtensteig und Nennig handelt es sich um einen Mörder, und dieser vollzieht selbst den Wurf, bei Bleiburg ist nur von „malefzigen Personen“ die Rede und „man“ wirft den Schlüssel statt ihrer. Auch ist die Asylfrist hier bloß mit 14 Tagen, dort aber beidemal mit 6 Wochen und 3 Tagen festgesetzt (vgl. dazu Bindschedler in den Kirchenrechtl. Abhandlungen, hrsg. von Stutz 32/33 S. 125), und es ist in Lichtensteig gar nicht ausgedrückt, daß der Übeltäter durch das Gelingen die Wiederholung dieser Frist verdienen kann.

³⁾ Man beachte die unsichere Einkleidung der Stelle oben S. 44.

wahrscheinlich. Der Zufall kann nur in der schriftlichen Aufzeichnung, nicht in der Verbreitung gewaltet haben, und das eine Zeugnis aus Unterkärnten genügt, ja nötigt dazu, eine weitere Verbreitung dieser christlichen Abart des Hammerwurfs in den Südostalpen anzunehmen. Die Kirche von Neuhaus lag in der Mitte des Burgfrieds, ihr Schlüssel mußte, wenn ein Missetäter auszuliefern war, an einen der beiden in Betracht kommenden Grenzorte (der eine etwa eine Viertelstunde nordöstlich, der andere ungefähr ebensoweit nordwestlich von Neuhaus) mitgenommen werden. Wo die Kirche aber unmittelbar an der Gerichtsgrenze lag — und es gab sehr viele solche Grenzkirchlein¹⁾ — bedurfte es keines Mitnehmens. Der Schlüssel war eben zur Hand, und gerade die Leichtigkeit der Ausübung mag das Vergessen begünstigt haben, während im andern Fall das umständliche Vorbereiten zu schriftlicher Festhaltung besonderen Anlaß gab. Schwierigkeiten verursacht nur die Frage, ob an den betreffenden Orten eine Auslieferung von Verbrechern jemals üblich war. Träfe das nicht zu, dann hätte auch der Neuhauser Brauch dort keinen Platz. Aber die Tatsache, daß die Grenzen so oft mit christlichen Kultstätten geschmückt sind, verdient auch dann Beachtung.

Es war schon davon die Rede, wie oft im Bereich der beiden Alpenländer Gerichtsgrenzen durch menschliche Wohnstätten hindurchgehen. Grimm meinte, es müsse „hoch in das Altertum hinaufreichen, daß man die Grenze zuweilen mitten über (den) Herd oder die Haustenne leitete, beides waren heilige, den Göttern geweihte Örter“. Er könnte jetzt seine Belege nicht nur durch die oben S. 23f. ange-

¹⁾ Auf Grund der Zusammenstellung des Mellschen Sachenverzeichnisses S. 511 vermerke ich als an Grenzen gelegen z. B.: das gemauerte Kreuz zunächst bei der Kirche bei Rottenmann (MP. 13), das Freidhoftürl bei Kapfenberg (MP. 48), die Kirche zu Groß-Lobming (MP. 137), die zu St. Leonhard bei Graz (MP. 177), S. Maximilian südl. und Premstetten nordwestl. von Wildon (MP. 232 „gestrichen auf die kirchmauern“), vier oder fünf Kirchen an den Grenzen des Ldg. Marburg (MP. 303), zwei an denen des Ldg. Petttau (MP. 343) und eine Anzahl im Bereich der Ldg. Windischgraz und Cilli (MP. 382 bis 395). Die Liste würde sich, schon auf Grund der Landgerichtskarten, bedeutend vermehren lassen.

föhrten vermehren, sondern ihnen besonderes Gewicht auch durch den Nachweis geben, daß die Grenze gar nicht selten durch Kirchen hindurch geht. An der alten Landesgrenze von Steiermark und Kärnten südlich der Drau (das Gebiet ist jetzt den Südslawen ausgeliefert) steht die Kirche St. Veit, von der uns durch beiderseitige Zeugnisse (W. 28, MP. 400) überliefert ist, daß sie im 16. Jahrhundert als „auf dem Pimark“ stehend, die Gerichte scheidend, zur Hälfte dahin, zur Hälfte dorthin gehörig galt. Daß die Mariahilfkapelle bei Wieting „mit zwai dritl samt dem altärlein im Wietinger bgfr. und mit ainen dritl gegen der hintern tür in Althofer ldg. stehet“, wurde im Jahre 1708 urkundlich festgestellt (W. 16f.). Von der Johanneskirche bei Steuerberg (nördlich von Feldkirchen) ist durch drei übereinstimmende Beschreibungen des 17. und 18. Jahrhunderts bezeugt, daß die Burgfriedsgrenze gegen das Ldg. Glanegg „grad durch das vorhaus der kirche“ oder die „kirchlaube“ durchging (W. 235, 238, 240). In der Gegend östlich von Villach lagen im 17. Jahrhundert drei Kirchen, bei denen sich das Landgericht Landskron mit den Burgfrieden Eichlberg und Wernberg derart teilte, daß jedesmal das Langhaus dem einen, der Chor dem anderen Gerichtsherrn unterstand (W. 243 ff.). Im südlichen Steiermark zeigt vielleicht St. Kunigund bei Cilli (MP. 394 „soweit die sacristei“), sicher die Frauenkirche beim Ldg. Saunegg (MP. 409 „steet mit dem khor, wie es der träf gibt, in dem gericht“) dasselbe Bild, während St. Machor bei Rohitsch und St. Bartlme bei Windisch-Landsberg so hart an der Grenze zu stehen scheinen, daß ihr Dachtrauf die Grenze bildet (MP. 432, 434). Aber auch die deutsche Mittelsteiermark stellt ein zweifelloses Zeugnis für Teilung der Kirche, denn bei dem Ldg. Eibiswald, an dessen Grenzen sich die Kirchen geradezu drängen¹⁾, heißt es in einer knappen Beschreibung von 1496 (MP. 267) „auf st. Merten auf halbe kirchen gen sand Pangreczn“, so daß wenigstens eine dieser beiden geteilt gewesen sein muß. Und die Zahl dieser Fälle darf noch höher veranschlagt werden; da andere Beschreibungen der

¹⁾ Die Karte (Bl. 26, Marburg) verzeichnet ihrer sechs, davon vier im Süden auf einer Strecke von etwa 11 bis 12 km.

hier angeführten Gerichte und ihrer Nachbarn in ihren Beschreibungen des merkwürdigen Verhältnisses nicht gedenken¹⁾, so ist zu vermuten, daß uns manche Doppelansprüche, die wirklich bestanden, schriftlich nicht überliefert oder von einer fortschreitenden Entwicklung wieder beseitigt worden sind. Sie mögen, wenn auch die geteilte Erhaltungspflicht hier ebenso wie bei Brücken, Straßen und Mühlen (s. oben S. 22 f.) ihren Vorteil bot, doch auch Schwierigkeiten und Streit verursacht²⁾ und deshalb nicht überall Bestand gehabt haben.

Wie aber sollen solche geteilte Rechte entstanden sein, soll die ganze Zahl dieser Grenzkirchlein, die oftmals fern von größeren Ansiedlungen aus einsamer Bergeshöhe heruntergrüßen, nur aus dem frommen christlichen Trieb des Volkes erklärt werden? Ich denke, die Frage läßt sich nicht ganz trennen von der anderen, auf die Grimm hindeutete, ohne sie zu lösen, wie es kommt, daß die heiligen Stätten von Haus und Hof mit der Grenze oftmals verknüpft sind. Auch in solchen Fällen wird es schwer sein, allgemein und von vornherein zu entscheiden, was älter sei, Grenze oder Wohnstätte. Es ist denkbar, daß man die Linie zog, wo Menschenwerk in der weiten Natur einen festen Halt bot, denkbar auch, daß bei der Anlage nutzbringender Werke ein Zusammenwirken der Nachbarn für die Wahl eines Platzes an schon vorhandener Grenzlinie entscheidend wurde. Aus der Bauart dieser oder jener Kirche mag sich erweisen lassen, daß bei ihr das letztere zutrifft, daß sie jünger ist als die Grenze, an der sie steht; aber wer bürgt dafür, daß nicht an ihrer Stelle vordem ein älterer, einfacherer Bau stand, wer vermag zu erraten, welches ältere Grenzzeichen,

¹⁾ Man vgl. W. 245, 334 für die Anrainer von Landskron, dann MP. 253, 255 (ein wenig unter s. Pangraczenkirchen), 410, 434, 489. Der geteilten Kirchtagbehütung zu St. Pangratz wird gedacht und St. Martin ausdrücklich zu Mahrenberg gerechnet (MP. 378 f.), obwohl eine dieser beiden die oben angeführte „halbe kirche“ des Eibiswalder Gerichtes sein muß.

²⁾ Bei der zwischen einem Kärntner und einem steirischen Gericht geteilten Kirche St. Veit (s. oben) gab es laut Zeugnis von 1575 (MP. 400) Streit und Irrung, welche durch Commissarien beseitigt werden sollten. Vgl. auch W. 230, Anm. 10.

christlicher oder heidnischer Herkunft, einst dieselbe Grenzstelle bezeichnet hat? Wenn jedoch in den Bräuchen der Grenzbestimmung, wie die hier erörterten Zeugnisse erkennen ließen, bis in neuere Jahrhunderte uralte Volkserinnerungen lebten, dann haben die so geheiligten Stellen der Grenze starke Anzeichen eines frühmittelalterlichen Ursprungs für sich und es kann daher als wahrscheinlich gelten, daß da und dort in den Ostalpen auch an der Grenzlinie unter christlichem Gewand Gedanken aus heidnischer Vorzeit hängen, welche durch die Jahrhunderte mitgeholfen haben, die Grenze zu einem heiligen Besitz des Volkes zu machen. In diesem Sinne verlohnt es sich, zum Schluß auch die rechtlichen Mittel der Grenzfeststellung an der Hand unserer Quellen genauer ins Auge zu fassen.

V. Begang.

Unter dieser Überschrift stellte Grimm Zeugnisse zusammen, wonach der Verlauf der Grenze in gewissen Fällen „von wissenden oder kunstverständigen“ untersucht wurde. Er nahm an, daß ein solcher Begang bei Besitzwechsel oder Streitigkeiten erfordert wurde, aber namentlich bei ansehnlichen Marken „in bestimmter Frist, gewöhnlich von sieben zu sieben Jahren“ sich feierlich wiederholte.¹⁾ Die Namen, von denen er dabei ausging, sind in unseren Ländern nicht vertreten, aber die Sache ist aus den steirischen und kärntnerischen Grenzbeschreibungen oft genug zu belegen. Man spricht hier vorzugsweise von Bereutung (MP. 81 f. 1617; MP. 30, 33), Bereitung (MP. 173, 175, 377, W. 39 und 16, Anm. 22) oder Berainung (MP. 173, 224, 71, 51), die Grenzen werden „ringsum ausgeritten“ (MP. 56) oder, wie es meistens heißt, beritten (W. 67 usw.), aber auch ausgegangen, abgegangen, umgangen, durchgangen (MP. 69 1366, W. 65, MP. 101, 196), und man verwendet auch die bezeichnenden Worte „anzeigen“ oder „auszeigen“ (MP. 69, W. 88), „befinden“ und „erfinden“ (MP. 255, 335). Wiederholt wird erwähnt, daß das Ergebnis dieser Begehung

¹⁾ Grimm, Kleinere Schriften 2, 61 f., Deutsche Rechtsaltertümer 2^a, 74.

schriftlich beurkundet, daß zwei Ausfertigungen davon mit Unterschrift und Siegel hergestellt worden seien (MP. 198 1665; MP. 30, 225, 242), und wir dürfen uns ohne weiteres vorstellen, daß ein guter Teil der übrigen Grenzbeschreibungen als schriftlicher Niederschlag solcher Begehungen anzusehen ist, auch wenn in ihnen auf die Bereitung oder den Begang nicht ausdrücklich Bezug genommen wird.¹⁾ Die Anschaulichkeit spricht oftmals für Aufnahme an Ort und Stelle.

Daß an einem Begang die beiden Anrainer teilnahmen, ist oftmals bezeugt und durchaus als wesentlich anzusehen. In der ältesten einschlägigen Nachricht, einer Grenzvermarkung der Klöster St. Lambrecht und Göß vom Jahr 1366, die uns allerdings nur in jüngerer Aufzeichnung vorliegt²⁾, heißt es, es seien mehr denn hundert Mann von beiden Gotteshäusern einhelliglich ausgegangen. Das nächste Beispiel, eine im Jahr 1538 vorgenommene Auseinandersetzung über Burgfriedensansprüche im Mürztal (MP. 56), zählt elf verschiedene Teilnehmer mit Namen auf, von denen man allerdings nicht ersieht, wie sie an der Sache beteiligt waren. In anderen Fällen ist ausdrücklich bezeugt, daß die Nachbarn zum Erscheinen eingeladen wurden („auf vorhero zueschreibung an die benachbarten anraintenden gerichter“ W. 174, „auch wurden deshalb vorhergehend die intimationes an die mitconfinierende herrschaften . . schriftlich gemacht, welche auch dieser bereitung . . in persona beiwohnend gewesen“ MP. 425 f.) oder daß die Geladenen Einwendungen wegen

¹⁾ Das bloße Vorkommen des Wortes „berainung“, MP. 194, 198, 234, 274, 356, 450, genügt freilich nicht, um auf tatsächliche Begehung zu schließen, da dabei auch an schriftlich fortgepflanzte Beschreibungen gedacht werden kann. S. über das „Umschreiben“ der Berainung MP. 240', über die verschiedenen Arten, wie sie zustande kommen konnte, MP. 204, 479; Heranziehung der Musterregister und Verzeichnisse, „darin alle hueben oder pauern, so im ldg. gesessen“, wird W. 184f. als bestes Mittel empfohlen.

²⁾ MP. 69, „bei abt Petern sälliger gedechtnusse“ muß nachträglich geschrieben sein. Abt Petrus starb 1376 (Mon. Germ. Necr. 2, 500), aber die Aufzeichnung kann auch bedeutend später erfolgt sein. Die Richtigkeit der Datierung wird jedoch durch den Namen Friedrichs von Stubenberg und seiner drei Söhne verbürgt, vgl. Loserth, Gesch. des Hauses Stubenberg S. 82 f. und die X. XI. Geschlechtsfolge seiner Stammtafel.

des Tages erhoben, so daß ein Aufschub eintrat¹⁾, und es wird besonders vermerkt, wenn etwa von einem der Anrainer kein Vertreter erscheint (MP. 102, 178, 252). Ein Teil dieser Handlungen vollzog sich unter Mitwirkung von landesfürstlichen Kommissären (W. 67, 121, MP. 255, alle 1573, MP. 321 : 1577); die Stadt Graz hat im Jahre 1673 aus solchem Anlaß um Abordnung zweier Commissarien angesucht, und als sie 1749 den Vorgang wiederholte, redete die Regierung sehr kräftig in die Sache darein²⁾, ließ sich über die Kosten und die Zahl der Teilnehmer berichten und verlangte Einschränkung. Die Berainung sollte „nicht wie anderwertig und zwar ganz kürzlich in der Stadt Pöttau und Markt Wildon beschehen, mit Ausziehung zu Pferd unter Vorgehung des Stadtfahns sondern in aller Stille und zwar meistenteils zu Fuß bewirkt werden“.

Über Pettau und Wildon liegen einschlägige Berichte nicht vor, aber wir vermögen uns nach Beschreibungen, die im Jahre 1673 in der Stadt St. Veit in Kärnten (W. 174), dann in den Jahren 1690, 1768, 1769 und 1776 in den steirischen Märkten Luttenberg, Aflenz, Tüffer und Schwanberg (MP. 331, 71, 252, vgl. auch 413 Anm. 1) bei der Vornahme von Burgfriedsbereitungen aufgezeichnet wurden, sehr wohl ein Bild davon zu machen, wie man in den Städten und Märkten des Landes vorzugehen pflegte. In St. Veit gab die Anwesenheit einquartierter Truppen gute Gelegenheit zu eindrucksvollem Auftreten, man nahm 40 Reiter und 140 Mann zu Fuß samt ihren Offizieren mit zu dem Umzug und ließ an passenden Stellen „der Jugend zu Gedächtnis“ Münzen auswerfen und Schüsse abfeuern. Auch wo es keine Truppen gab, zog man mit Fahnen und klingendem Spiel, Auswerfen von Geld unter die Jugend, krachendem Geschütz, zu Pferd und zu Fuß (MP. 252 f., 331), also wohl auch sonst, wie es von Schwanberg gesagt wird (MP. 252), der Rat zu Pferd, die Bürgerschaft zu Fuß und diese mit Wehr und Waffen, der Marktrichter mit entblößtem Degen.³⁾ Dort

¹⁾ Pscholka in der Zeitschrift des hist. Vereins für Steiermark 10, 32.

²⁾ Pscholka a. a. O. 30 ff.

³⁾ In Tüffer zogen 1769 (Orožen, Bistum und Diözese Lavant 4,

wurde aus diesem Anlaß im Rathaus auch ein Faß Wein frei ausgeschenkt, ein ganzes Kalb gebraten und mit viel Jubelgeschrei verzehrt, so daß der Marktschreiber ganz begeistert seinen Bericht über „diese herrliche solennität“ schließt. Aber alles das war wohl herkömmlich, wie ein anderes Mal der nüchterne Berichterstatter von der „gewöhnlichen solennität“ spricht (MP. 71). Über das Maß hinaus ging es, zur Burgfriedsbereitung besondere silberne und goldene Denkmünzen zu prägen, was im Jahr 1673 in Graz geschah, 1749 aber von der Regierung verboten wurde.¹⁾ Gerade aus Städten und Märkten haben wir auch zuverlässige Zeugnisse für die Wiederkehr der Grenzbereitung; sie erfolgte in Graz 1621, 1673 und 1749, in Radkersburg 1577, 1627, 1644, 1674, 1697 und um 1770 (MP. 322 ff.), in St. Veit 1638 und 1673 (W. 174), in Luttenberg 1690 und 1723 (MP. 331, 335), und in Mürzzuschlag 1748 und 1771 (MP. 51), also in weit größeren Abständen, als sie Grimm beobachtete, aber doch mit einer bestimmten Regelmäßigkeit, und nach den um 1600 aufgezeichneten Erinnerungen der Schladminger sollte dort einst alljährlich oder doch in jedem zweiten Jahr eine Aufbietung aller Bürger zur Begehung des Burgfrieds erfolgt sein (MP. 3). Ist diese nachträgliche Meldung auch nicht ausreichend zu genauerer, zeitlicher Bestimmung, so deutet sie doch darauf, daß in älteren Zeiten die Begehung häufiger wiederholt zu werden pflegte.²⁾ Sie war in dem engeren Umkreis einer

1880, 228) 8 bis 12jährige Knaben „jeder mit einem stäbchen versehen“ voraus, der Syndicus trug die Partisane, andere Bürger hatten Ober- und Untergewehr, also teils Feuegewehr teils Stangenwaffen. Die Stäbchen werden wohl im Sinne von Botenstäben (gebraucht bei Aufbietung zum Begang) oder Dienststäben zu fassen sein, s. Amira in den Abhandlungen der bayerischen Akademie phil.-phil. u. hist. Kl. 25, 1, 33 ff., 48 ff.; um das auch sonst bezeugte Voraustragen des Richterstabes (ebenda S. 88 f.) kann es sich, da mehrere stabtragende Knaben da sind, nicht handeln.

¹⁾ So verstehe ich die Worte „ohne aufwendung deren ehemaligen regalien“ in dem Erlaß vom 4. Februar 1749, Pscholka a. a. O. 30; ebenda 31 die Abbildung der Denkmünzen von 1673.

²⁾ Wenn bei den Kärntner Märkten Grades und Lavamünd nur je eine Bereitung bezeugt ist u. z. von 1626 bzw. 1753 (W. 65, 123) und

Stadt oder eines Marktes, wo auch kleinere Gebietstreifen hoch zu bewerten und die Teilnehmer leicht zusammenzuhalten waren, dringender und auch leichter durchzusetzen als in rein ländlichen Verhältnissen. Aber es war auch ein Zeichen selbstbewußteren Lebens, daß diese kleinen Gemeinwesen den alten Rechtsbrauch beständig pflegten.

Sieht man von Städten und Märkten ab, so steht es mit Berichten über Begehung der Gerichtsgrenzen in Kärnten und Steiermark sehr ungleichmäßig. Soweit es sich um weltliche Herrschaften handelt, gaben die Vorarbeiten zu der im Jahr 1574 abgeschlossenen Landgerichtsordnung dazu starken Antrieb¹⁾, daneben werden besondere Anlässe gewirkt haben, auf die ich mich nicht näher einlassen kann.²⁾ Von bewußter Einhaltung des Brauches dürfte eher bei geistlichen Herrschaften zu sprechen sein.³⁾ So besitzen wir, abgesehen von jenem nachträglichen Zeugnis für 1366, das auf St. Lambrecht und Göß Bezug hat (MP. 69), und einer auf 1571 zurückweisenden Nachricht über eine unter Mitwirkung der Untertanen erfolgte Bereitung von Schlangenburg, einer südsteirischen Herrschaft des Bistums Gurk (MP. 425), und den Erwähnungen der 1625 und 1629 vorgenommenen Bereitungen desselben Schlangenburg und des Domstiftes Seckau (MP. 426, 101), von mehr als einem Dutzend geistlicher Herrschaftsbereitungen das Ergebnis

ebenso bei den steirischen Stainz, Mahrenberg, Aflenz, Tüffer und Schwanberg nur je eine in den Jahren 1753, 1755, 1768, 1769 und 1776 abgehaltene (MP. 241, 377, 71, 413 und 252), so ist doch auch in diesen Fällen öftere Wiederkehr sicher anzunehmen.

¹⁾ Mell in der Einleitung zu MP. S. XXXIII spricht von einer „Folgeerscheinung der Kodifikation“, vielleicht kann man es auch eine Begleiterscheinung oder Voraussetzung nennen.

²⁾ Die Begehung im Mürtal 1538 (MP. 56) galt einem „vermeinten“, also umstrittenen Burgfried. Streitigkeiten als Ursachen der Begehung erscheinen 1573 in mehreren Fällen (W. 67, 119, 121), während in einem die Bereitung als unnötig erklärt wird, weil kein Streit (kein irrung) vorliege (W. 121). Sonst vermerke ich nur 1573 (MP. 255), 1617 (MP. 81 f.), 1619 (MP. 234 Anm. 1), 1625 (MP. 204) und 1775 (W. 39) ausdrückliche Angaben über stattgefundene Begehungen weltlicher Herrschaften.

³⁾ Auch Pirchegger hat in der Einleitung zu den Erläuterungen zum hist. Atlas I, 1³, 188 den besseren Stand der Grenzbeschreibung bei geistlichen Herrschaften festgestellt.

im Wortlaut. Es sind dies die Bereitungen des Frauenklosters St. Georgen von 1580 (W. 88), des Admonter Burgfrieds am Rottenmanner Tauern von 1640 (MP. 17 f.), des Domstiftes Seckau, begonnen zu Ostern 1662 (MP. 101 ff., vgl. 92), des dem Georgsorden zu Millstadt gehörigen Burgfrieds Steuerberg von 1665 (W. 238), eine ganze Gruppe von den admontischen, zum Teil mit Spital am Pyrh n anrainenden Gerichten und Burgfrieden aus den sechziger und siebziger Jahren desselben Jahrhunderts (MP. 30 ff. und 196 ff.), eine 1674 bei Stift Reun „vorbeigegangene“ Berainung (MP. 224), ausführliche Beschreibungen der den Dominikanern und Minoriten zu Pettau gehörigen Gerichte, aufgenommen 1688 (MP. 360 ff.), die neuerliche, 1695 veranstaltete Berainung der Gurker Herrschaft Schlangenburg (MP. 425 f.), endlich Burgfriedsbereitungen von Wieting, einem dem Kloster St. Peter zu Salzburg gehörigen Besitz, von 1717 (W. 14, vgl. auch 16 Anm. 22 über 1742) und einem millstädtischen Amt von 1766 (W. 256). Dieses Überwiegen einschlägiger Zeugnisse von den geistlichen Stiftern darf nicht bloß mit besserer Erhaltung erklärt werden, es hängt vielmehr mit einer sorgfältigeren Verwaltung zusammen, die, auf Wahrung ihrer Grenzen bedacht, da und dort auch das alte Mittel des Begangs hervorholte. Es entsprach solchen Absichten, die ländlichen Untertanen zur Teilnahme heranzuziehen und dem Umzug auch etwas äußeres Gepränge zu gestatten. Zu der vorhin erwähnten Bereitung von 1695 erschienen alle Burgfriedsinsassen, „gehörten die Untertanen wem sie wollten“, und der Zug wurde von den fünf ältesten, die vor siebzig Jahren schon dasselbe mitgemacht und jetzt zum Teil schon das 90. Lebensjahr überschritten hatten, geführt (MP. 426); betont hier der Bericht nur den friedlichen Verlauf, so ist doch kaum denkbar, daß ein solcher Tag ohne festliche Veranstaltung vorbeigegangen wäre.¹⁾ Die äußeren Formen des Begangs geistlicher Herrschaften werden, soweit es das Gelände und die Größe des Umkreises gestatteten, denen nicht

¹⁾ Über die großen Teilnehmerzahlen von 1366 s. oben S. 55; über die 1629 und 1662 mitgehenden „vielen andern Leute“, auch mit Trommeln und Pfeifen, s. MP. 101, über das Beisein von Knaben (pueri interfuernt) MP. 110.

unähnlich gewesen sein, die sich in Städten und Märkten erhielten. Bei den weltlichen Herrschaften, wo landesfürstliche Kommissäre im Vordergrund standen, dürften sie wenig Gnade gefunden haben. Eine 1625 eingereichte Burgfriedsberainung von Peggau, die der Besitzer der Herrschaft mit seinen Untertanen zustande gebracht hatte, ist von den Kommissaren scharf angegriffen und zugunsten eines Semriacher Urbareintrags beiseite geschoben worden.¹⁾ In den weltlichen Herrschaften drang eben das Amtsrecht des Staates durch, während in den geistlichen sowie in den Städten und Märkten noch etwas vom deutschen Volksrecht lebte.

Trotz dieser Verschiedenheiten stimmt in der Hauptsache doch der Zweck und das Ergebnis der Begehungen überein, sie dienten der Feststellung der Grenzlinie. War man dabei auf der einen Seite mehr auf schriftliche Beurkundung, auf der anderen mehr darauf bedacht, die Tatsache der Handlung und ihre Einzelheiten durch Heranziehung der Jugend in der lebendigen Erinnerung einer kommenden Zeit zu erhalten, so bildete für beide doch die Reihe der Grenzzeichen, an denen man vorbeizog, den eigentlichen Gegenstand der Aufmerksamkeit und Fürsorge. Erneuerung und Verbesserung dieser Zeichen war, wenn die Vertreter der Herrschaften und Behörden abgezogen oder die Menge der Zuzüge sich verlaufen, das Bleibende des Tages. Die im Jahr 1573 mit den Gerichtsgrenzen eifrig beschäftigten Kommissäre des Landesfürsten haben bei Begehung der Burgfriede Liebenberg und Raspenfeld neue Marksteine setzen lassen (W. 119, 121), und es hängt auch sichtlich mit ihrer Tätigkeit zusammen, daß an den Grenzen des Ldg. Glanegg die hölzernen Kreuze durch Marksteine ersetzt (W. 46, s. Anm. 4) und zugleich eine Vermarkung des Burgfriedes Gradisch verabredet wurde (W. 54). Solche Maßregeln sind, auch ohne daß die vorangegangene Begehung ausdrücklich erwähnt wird, von den

¹⁾ MP. 204. Die Kommissäre berufen sich dabei allerdings auch auf „Auszeichnungen“, die ihnen erteilt worden waren, darunter aber sind wohl nur amtliche Erhebungen zu verstehen, und es wird ihrerseits keine Bereitung veranlaßt worden sein, bei der ja auch die Nachbarn zum Wort gekommen wären.

beteiligten Nachbarn sehr oft getroffen worden¹⁾, es lag also nahe genug, sie von Regierungen wegen vorzuschreiben. Aber auch bei den Begehungen geistlicher Herrschaften und städtischer Burgfriede, bei denen man sich freier bewegte, spielt das Erneuern und Ergänzen der Vermarkung die größte Rolle. Die Grenzen des millstädtischen Amtes Radenthein wurden 1766 „neuerdings beritten und mit mehreren Marchstainen“, die das genannte Jahr aufwiesen, „versehen“ (W. 256), ebenso waren bei der Bereitung von 1717 um das Amt Wieting Marksteine mit dieser Jahreszahl und den Anfangsbuchstaben der angrenzenden Gerichte gesetzt worden (W. 16), bei Reun geschah dasselbe 1674 (MP. 224). Admont ließ bei den um dieselbe Zeit stattfindenden Bereitungen im Ennstal an der Straße zwei bemalte Grenzsäulen errichten, auf vorhandenen Steinen Kreuze einhauen und in den benachbarten Bergen die Marken an den Bäumen erneuern (MP. 30 f., 35), wie es schon wenige Jahre vorher seinen Burgfried St. Martin nächst Graz bei der Bereitung mit neuen Steinen, Baummarken und einem gemauerten Grenzkreuz versehen hatte (MP. 197 f.). Auffallend wenig spricht von Anbringung neuer Grenzzeichen der Bericht über die fünftägige Bereitung der Seckauer Grenzen im Frühjahr 1662. Nur unter dem ersten Tag, dem 19. April, Ostersonntag, erzählt uns Dompropst Maximilian, der mit eigener Hand, „licet rudi Minerva“, wie er sagt, den Vorgang beschrieb, er habe auf einem „biehl“ an der Gleinalm „pro memoria, wo die confin sein sollte . . in beisein aller obbemalten et eodem superiori dato eiusdem anni ein stain sine signo in die erden einstecken lassen,

¹⁾ So 1568 im Vertrag über Bgfr. Stadt Villach und Ldg. Landskron: „wie das alles die ausgehauenen marchstain . . anzeigen . . sollen“ (W. 241). 1580 in einem Schiedsvertrag zwischen Ldg. Osterwitz und Bgfr. St. Georgen (W. 88 f., wo auch Errichtung eines gemauerten Kreuzes am Auslieferungsort ausbedungen wird), 1659 in einem Grenzvertrag der Bgfr. Lengberg und Flaschberg, wonach an bestimmter Stelle „mit gleichen uncosten beeder herrschaften ein sichtbares stain(er)nes creuz oder hoher marchstain“ mit Buchstaben aufgestellt werden sollte (W. 262), 1725 im Vergleich zwischen Bgfr. Steuerberg und Ldg. Albegg: „alda auch ain geschidstain solle gesetzt werden“ (W. 237) usw.

jedoch den benachbarten *sine omni praeiudicio*“, er wiederholt dasselbe in kürzeren Worten gleich darauf nochmals (MP. 102), und er vermerkt am Schluß dieses Tages, daß vor etwa 35 oder 36 Jahren an einer Stelle der Glein im Beisein vieler eine Beschau von beiden Seiten gehalten und ein noch vorhandener Stein als Markstein hingeführt worden sei (MP. 105). Sonst ist von den Zeichen hier weniger die Rede, man gewinnt fast den Eindruck, daß der vornehme geistliche Herr über der Großartigkeit der Bergwelt (man beachte das „örgerlich praecipitium“ S. 105 und die kurze Aussichtsschilderung S. 109, auf die er „alibi suo loco“ zurückzukommen sich vorbehält), den urwüchsigen Aussagen der begleitenden Bauern (die von Mordtaten, Diebsgeschichten, Unglücksfällen, einmal auch davon zu erzählen wußten, daß an einer Stelle der Grenze „die Tirgen sollen haben ihre säbl gewetat“ S. 105) und über der Teilnahme an Jagd- und Weidefragen die genauere Feststellung der Gerichtsbarkeitsgrenze etwas aus dem Auge verlor. Sie war ja dadurch erschwert, daß die Waldsteiner Nachbarn im Süden, die der Propst mehrmals um Mitwirkung gebeten hatte, dazu nicht zu haben waren (MP. 102), und sie war in dem gebirgigen Land, wo oft selbst die Bäume fehlten, an denen Marken anzubringen, auch äußerlich nicht so rasch durchzuführen.

Reicher war der Niederschlag, den die von Städten und Märkten vorgenommenen Umgänge hinterließen. In Kärnten wurden aus solchem Anlaß bei Grades, St. Veit und Lavamünd auf schon vorgefundenen Steinen Kreuze ausgehauen (W. 66, 175, 123), außerdem bei St. Veit und Lavamünd eine ganze Reihe neuer March- oder Geschiedsteine gesetzt; in dem St. Veiter Fall wird ausdrücklich gesagt, daß diese Marchsteinsetzung im Beisein des benachbarten Gerichtsinhabers oder „mit vielen Zeugen“ geschehen sei (W. 176), so daß über die Zusammengehörigkeit der Handlung mit der Bereitung kein Zweifel sein kann. Beim Begang des Marktburgfriedens von Luttenberg in Südsteiermark wird nicht nur die Wiedereinsetzung des von der Nachbargemeinde Zesendorf heimlich herausgenommenen Rainsteins für notwendig erkannt, sondern es werden die auf den alten

Eichbäumen eingehackten Kreuze im Beisein der benachbarten Gerichtsherren, die einen vor „der gesambten Zesendorfferischen gemain“, die andern vor „der völligen Urschendorfferischen gemain renoviert und durch sie selbst zu recht bestätigt“ (MP. 333 f.); und 33 Jahre später werden wieder auf einem wilden Birnbaum durch die beiderseits anrainenden Parteien vorne und rückwärts Kreuze eingehackt (MP. 335). Auch bei Aflenz (MP. 71 f.) und Müzzzuschlag (MP. 51 bis 55) setzt man bei der Begehung neue Steine, schlägt neue Marken in die Bäume, und der Aflenzer Bericht vergißt bei aller Festlichkeit des Hergangs nicht, von Fall zu Fall beizusetzen, daß es „anheut dato“, also am Tag der Begehung selbst geschah. Bei der Tüfferer Bereitung von 1769 wurden überall die Grenzen bezeichnet¹⁾, und auch die Grazer Burgfriedsbereitungen von 1673 und 1749 erwähnen mehrmals mit größerer oder geringerer Deutlichkeit das Einsetzen neuer Marksteine (MP. 175—180), wobei sich zu den darüber verfaßten Berichten auch andere Zeugnisse für die Gleichzeitigkeit von Umgang und Markensetzung gesellen. Die noch erhaltenen Grazer Steine tragen die Jahreszahlen 1673 und 1749, letztere in geschickter Ausnutzung des Raumes und guter Nachahmung der Ziffernformen nachgetragen²⁾, und das Verzeichnis der Teilnehmer, das die Stadt vor der Begehung von 1749 der Regierung einreichte, nennt auch den Maurermeister, den Steinmetzmeister, den „Anrescher“ (der wohl den Riß, die Zeichnung machen sollte) mit dem Zimmer-Pallier und vier Tagwerkern nebst Krampen, Schaufel und Hauen.³⁾ Es war also keineswegs ein leeres Gepränge oder eine inhaltlose Wiederholung alten Herkommens, wozu man auszog, man dachte vielmehr an ernstliche Arbeit und kräftige Wahrung des Rechtes. Bei diesem Grazer Begang wurde eine Planke, die vor den Markstein gesetzt worden war, allsogleich weggeschlagen

¹⁾ Orožen, Bistum Lavant 4, 229.

²⁾ Pscholka in der Ztschr. des Hist. Vereins für Steiermark 10, 36 Anm. 2 nimmt in einem Fall Nachmeißlung der Jahreszahl 1673 an. Seine Abbildungen und Beschreibungen genügen nicht ganz, um den Sachverhalt nachzuprüfen.

³⁾ Pscholka a. a. O. 33.

(MP. 178), in Radkersburg hat man kleine Neubauten, die mit einem Bauteil oder einer Planke über die Grenze herausragten, „auf anrufen der bürgerschaft“, also wohl mit sofort herbeigeschafften Arbeitskräften, wegreißen lassen (MP. 324), bei jenem festlich aufgeputzten Begang zu St. Veit wurde in einem Haus, weil es eben auf der Grenze stand (vgl. oben S. 24) ein Fenster aufgebrochen und der Zugang durch zwei Stuben hindurch und bei dem andern Eckfenster hinaus, „zu erhalten der gerechtigkeit“ (W. 175). In einem Fall wurden die Nachbarn, welche die Grenze nicht anerkennen wollten, mit Gewalt zurückgetrieben (MP. 332), und die Schladminger hätten es bei ihren fleißigen Begehungen wohl ebenso gemacht, wenn sich nicht die benachbarten Bauern „immerdar darwider gelegt“ hätten (MP. 3).

So erweist sich der Begang als eine sehr ernste Sache, er bewahrt die Grenze, aber er ergänzt und vervollständigt auch die Grenzzeichen, schafft also an Stellen, wo bisher nur ein ungenauer Grenzsaum bestand, neue Grenzpunkte und wirkt dadurch auch rechtsbildend für die Grenzlinie. Dürfen wir weitergehen und den Begang überhaupt als rechtsbildende Grundlage der Linie ansehen? Gewiß nicht in allen Fällen, es gibt in den beiden hier gewürdigten Sammlungen hinreichende Belege für Grenzbildung durch schriftlichen Vertrag und Schiedsspruch, unter Mitwirkung der Landesbehörden (oben S. 56, 58, 60), wobei wohl örtliche Besichtigung nebenher gehen mochte, die Entscheidung jedoch „am grünen Tisch“ gefällt wurde. Aber die Beobachtungen, die hier über die Rechtswirkung der Begehung angestellt wurden, sprechen doch dafür, daß dieser in deutschrechtlicher Form, unter den Augen der Zeugen vorgenommenen Markensetzung ein breiter Einfluß bei der Grenzbildung zuzuschreiben sei. Man konnte sich ja in gebirgigem Land auch mit einer Grenzbestimmung von der Ferne begnügen, die Grenze so gelegt denken, wie es der Wassersaig und dem Traf entsprechen würde. Wo der Blick bis auf die höchsten Höhen frei ist, vermag man sogar vom Tal die Grenze zu sehen, wie es denn etwa in Beschreibungen des Kärntner Pflagerichtes Stall ein paarmal heißt, „hinauf ein die höche, die man vom land sechen mag“ u. dgl. (W. 216 ff.). Aber

alles das ist doch mehr die Vorstellungsweise geographisch geschulter als die der mittelalterlichen Menschen, und es genügte zwar den Forderungen des Saumes, aber nicht denen der Linie. Für Leute, die von jeder Rechtshandlung ein sichtbares und greifbares Zeichen zu sehen gewohnt waren, kann diese Grenzlinie nur durch einen an Ort und Stelle vor versammelter Gemeinde vollzogenen äußeren Hergang wahre Rechtskraft erlangt haben. Darum ist wahrscheinlich, daß in dem Grenzbezug die germanischen Rechtsformen der Grenzbildung fortleben. Ihnen gilt es nachzuspüren, wenn wir über die ältesten uns erhaltenen Grenzbeschreibungen und über die etwa noch vorhandenen Grenzzeichen hinaus ein Bild von dem Alter der Grenzlinien gewinnen wollen. Und es ist nach dem Stand, den die wissenschaftliche Erörterung der Grenzbegriffe erreicht hat, nötig, mit der Arbeit wieder in dieser einst von Grimm begonnenen Richtung einzusetzen. Die Möglichkeiten antiker Einwirkungen sind genügend betont worden, sehen wir von neuem nach, wieviel denn von diesem grundlegenden Begriff des politischen Lebens germanisch ist.¹⁾ Und die geographischen Bedingungen der Grenzbildung wurden so eingehend erörtert, daß sich fast die falsche Meinung festsetzen könnte, unsere alten Gerichtsgrenzen wären ein Werk der Natur. Sie sind es nicht; wo immer der Mensch sich an die Natur anlehnt, bedarf es doch der Kraft seines Geistes, um Recht zu schaffen. Auch bei der Grenze kommt es auf das Denken und Fühlen, das Wollen und Handeln des Menschen an. Diese zu erforschen ist die vornehmste Pflicht der Wissenschaft.

¹⁾ Vgl. dazu meine Hinweise in Z.² f. RG. XX 1899 S. 327, XXVI 1905 S. 362, XXXVII 1916 S. 723, XXXVIII 1917 S. 397, 416, XLI 1921 S. 471 Anm. 6 und Schröder- v. Künßberg, Deutsche Rechtsgeschichte S. 61 Anm. 11 mit S. 58 Anm. 11 der vorigen Auflage. U. Stutz.